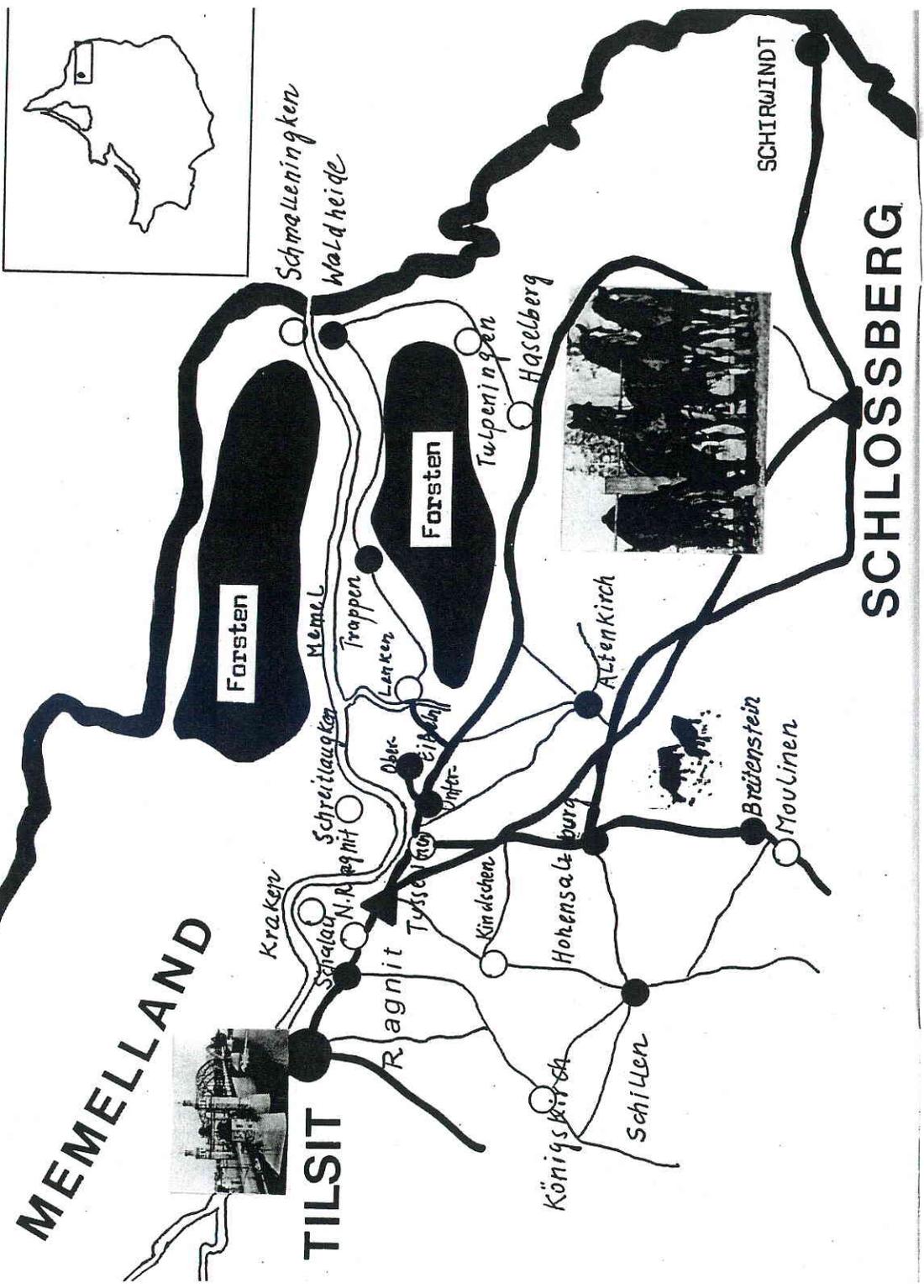


Hans-Georg
Taurat

AM MEMELSTROM



Hans-Georg Tautorat

AM MEMELSTROM

— Von Tilsit bis Waldheide —

Inhalt

	Seite
Und ewig fließt der Strom	5
Niederungen, Höhenzüge, Gewässer — Zur Entstehung der Oberflächenformen	7
Jäger, Fischer, Sammler — Von den ältesten Bewohnern an der Memel	9
Vor 430 Jahren durch Herzog Albrecht gegründet Tilsit — Metropole des nördlichen Ostpreußen	11
Ragnit, die unvergessene Stadt	15
Siedlungen an der unteren Memel	20
Erinnerung an das ostpreußische Pferd Das Heeres-Remonteamt NeuhoF-Ragnit	26
Ostpreußische Provinzialismen	30
Ober-Eiβeln stand hoch im Kurs	32
Auf dem Lande — Bauern und Gutsbesitzer dienten Ostpreußen	34
Im Reich der großen Wälder — Zu besuch in einem Forsthaus	38
Blick in ein verschlossenes Land	41

Zu unseren Abbildungen

Die Aufnahmen stellten zur Verfügung:

Förster: 2, Schimkat: 1, Spang: 2, Das Ostpreußenblatt: 2, Stadtgemeinschaft Tilsit: 2, Taurorat: 3

Die abgebildeten Scheibenfibeln wurden den Sitzungsberichten der Altertums-gesellschaft Prussia entnommen, Bd. 22, 1909, Abb. 198, 214

Zeichnungen:

H.-G. Taurorat: Übersichtsskizze, S. 2

Waldow: Blick auf Schmalleningken, S. 25

Landsmannschaft Ostpreußen: Ostpreußenkarte, S. 47

Druck: Gerhard Rautenberg, Leer (Ostfriesland), 2. Auflage 1987

*Gut ist es, lange und schweigend über
dem heiligen Memelstrom zu sitzen.
Heilig ist jede Heimat,
aber die verlorene um vieles mehr!*

Ernst Wiechert

Und ewig fließt der Strom

Breit strömt die Memel. Mit ihren Fluten hat alles begonnen, was das Land so schön macht. Der Strom hat es geformt, hat es wachsen lassen zu nordisch-herber Größe. Welch eine Tragik, daß er in das Bewußtsein vieler Deutscher erst einging, als er ihnen fern und ferner rückte und für die, die einst an seinen Ufern lebten, jetzt unerreichbar ist.

Wie vielfältig war doch sein Gesicht! Heiter und ernst konnte es sein. In der schönen Sommerzeit zog der ruhelose Wanderer majestätisch seine Bahn. Zur Freude der Badenden, der Petrijünger und der Sportbootfahrer glitten die fließenden Wasser träge dahin. In den Tagen des Stürmens und Sterbens der Natur aber, wenn sich die blitzschleudernde Wolkenwand schwarz und gespenstisch höher und höher schob, wurden sie aufgewühlt, und die Schaumkronen der hochgehenden Wellen leuchteten unwirklich weiß. Nicht mehr lange dauerte es, bis die ersten Nachfröste kamen. Schon bald trieben vereinzelt Eisschollen auf dem Strom. Ein paar Tage Frost noch, und das Eis blieb stehen. Nun gab es nichts Trennendes mehr, nur noch Verbindendes. Schnee hüllte Wald, Strom und Wiesen in sein weißes Kleid und verwischte alle Farbigkeit. Und wenn dann im Frühjahr die warmen Winde wehten, wenn alles taute und triefte, dann erwachte der scheinbar schlummernde. Sein starker Eispanzer hob sich. Weit war sein Zerbersten zu hören. Eisblöcke schlugen knirschend gegeneinander, schoben sich — groteske Gebilde formend — übereinander und setzten sich schließlich langsam in Bewegung. Das Eis ging! Gewaltige Eismassen und Schmelzwasser ließen den Strom nun stündlich steigen. Zu beiden Seiten wurden die tief liegenden Memelwiesen durch aufgestaute Eisfelder überflutet. Alles glich einer riesigen Polarlandschaft. Nach und nach nahmen dann die vom reißenden Strom wie gejagt dahinziehenden Eismassen ab, das Wasser sank: Der Frühling hatte seine Schuldigkeit getan; dem Sommer war es vorbehalten, den Übermut endgültig zu dämpfen.

Nicht minder vielfältig ist seine historische Bedeutung. Den Warägern diente der Strom im Mittelalter als Teil ihres Schifffahrtsweges von der Ostsee zum Schwarzen Meer. Vom Deutschen Orden wurde der Unterlauf der Memel zunächst militärisch in den Kämpfen gegen die Litauer, später als Handelsweg benutzt. Auf einem Floß im Strom fand im Juli 1807 eine Zusammenkunft Napoleons I. mit Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. statt. Nach dem Versailler Diktatfrieden wurde die Memel Grenzstrom, verurteilt, über Jahrhunderte organisch gewachsenes deutsches Land und die dort lebenden deutschen Menschen zu trennen.

Und schließlich ist er uns als Lebensader des nördlichen Teils unserer Provinz in Erinnerung. Vom deutsch-litauischen Grenzdorf Schmalleningken an schützten Buhnen (wir sagten „Spickdämme“) das Fahrwasser vor Versandungen. Wir sehen die schmucken weißen Dampfer mit ihren wuchtigen Schaufelrädern, wie sie Passagiere

und Güter von Ort zu Ort brachten. Lange Holztriften trieben in früherer Zeit von Schmalleningken, Wischwill, Memelwalde (Neu-Lubönen) und Trappen (Trappönen), wo sie vermessen worden waren, die Strömung hinab. Zahlreiche Schifferfamilien hatten sich in den vorgenannten Orten angesiedelt, wo sie mit ihren Fahrzeugen auch überwinterten. Und so gehörten auch die unter Segel fahrenden zwei- und dreimastigen kurischen Haffkähne und die *Boydaks* zum Bild der Memelschiffahrt. Handelsgüter wie Salz, Heringe und Tuche wurden schon seit Jahrhunderten stromauf nach Litauen transportiert. Die Fracht von dort bestand zumeist aus Getreide, Hanf, Leinsamen, Fellen und Wachs. Allenthalben tuckerten einem noch zu unserer Zeit Schlepper mit den weithin sichtbaren rauchenden Schloten entgegen, die mit ihren Lastkähnen gewaltige Mengen Papierholz als Rohstoff für die Zellulosefabriken in Tilsit und Ragnit heranschafften. Der Mann am Ruder tippte die Finger seiner rechten Hand an die Mütze. Es war lustig anzusehen, wie die bunte Wäsche in der leichten Brise flatterte.

Und da sind die Ortschaften an seinen Ufern. Tilsit, diese herrlich lebendige Stadt, jung, inmitten alter und neuer Architektur, fröhlich, wie von innen her leuchtend in einem Spektrum von Farben. Unweit davon das kleinere Ragnit, malerisch auf dem Hochufer ausgebreitet, nur einen kurzen Schritt von der Scholle entfernt, umweht von dem Atem einer ursprünglichen Landschaft. Und weiter hinauf bis zur Grenze gab es eine Reihe verträumt liegender kleinerer Landgemeinden, die romantische Vorstellungen weckten.

Dies alles sind lediglich Streiflichter, die nur ein flüchtiges Bild vom Glanz und der Lebensfülle dieser Region widerspiegeln können. Wieviel Nützliches und Schönes, welch einen Reichtum empfingen das Land und seine Bewohner von diesem gewaltigen Strom! Mit ihm verbanden sich die Menschen, das weite Land und die Naturgewalten zu einer wundersamen Harmonie bis zu dem Zeitpunkt, da sie von seinen Ufern vertrieben wurden. In unserer Erinnerung soll alles noch einmal auferstehen: der Strom, das beschwingte Land und das Leben der dort beheimateten Menschen.

Die Memel

Die Memel entspringt 236 Meter über dem Meeresspiegel, 50 Kilometer südlich von Minsk in sumpfigem Waldgebiet. Insgesamt ist sie 937 Kilometer lang. Die Länge auf ostpreußischem Gebiet beträgt 112 Kilometer.

Durch die in Ostpreußen in den Jahren 1875 bis 1890 durchgeführten Regulierungsarbeiten erhielt die Memel auch bei Mittelwasser genügend Tiefe. Die Buhnen an der gesamten Stromstrecke ermöglichten es, die Breite des Stromes konstant auf ca. 180 Meter zu halten.

Die Memel ist neun Monate eisfrei. Während dieser Zeit kann sie von Schiffen bis zu 600 Tonnen jederzeit befahren werden. Die in die Memel einmündenden Flüsse Jura und Ostfluß (Scheschuppe) sind nur bedingt schiffbar.

Unterhalb von Tilsit beginnt das Memeldelta. Hier gabelt sich die Memel in Ruß und Gilge, die sich weiter in die Mündungsarme Atmath und Skirwieth und Tawe und Gilge teilen und in das Kurische Haff münden. Das Einzugsgebiet umfaßt rund 100000 Quadratkilometer.

Niederungen, Höhenzüge, Gewässer — Zur Entstehung der Oberflächenformen

Die Erdoberfläche der Region an der Memel weist verschiedene Landschaftsformen auf. Neben moorigen Niederungen gibt es hier die tonigsandige Kiefernlandschaft des Jurabeckens, den Höhenzug Willkischken — Ober-Eißeln, die Lehmplatten des Memellandes und die Tilsit-Schloßberger Grundmoräne. Das alle diese Teillandschaften verbindende Band ist das Einzugsgebiet der Memel.

Wie sind diese geologischen Einheiten, die der Erdoberfläche unserer ostpreußischen Heimat eine so vielfältige Gestalt gegeben haben, entstanden?

Es waren die riesigen Naturkräfte der Eiszeit, die den Grund und Boden herbeischafften, ihn formten und gestalteten und damit die Vorbedingung für das Dasein von Mensch und Tier setzten. In den Gebirgen und Hochländern Schwedens und Finnlands hatten sich Inlandeisdecken herausgebildet, die sich nach allen Seiten ausbreiteten. Diese Vorstöße führten zur allmählichen Vergletscherung ganz Nord- und Mitteleuropas. In Hunderttausenden von Jahren hobelte das diluviale Eis riesige Massen von dem felsigen Untergrund ab und nahm sie als Felsblöcke, Steine und Geröll mit. Was die in verschiedenen Zungen vorstoßende Inlandeisdecke an Schuttwällen vor sich herschob, waren die Endmoränen.

Die unter dem Eis befindlichen feineren Ablagerungen bildeten die Grundmoränen (Lehm mit Gesteinsresten, Geschiebelehm). Was bei dem langen Transport nicht zerrieben wurde, ist uns bis in die jüngste Zeit erhalten geblieben. Diese widerstandsfähigen Gesteine begegneten uns hier und da in Form von mächtigen Findlingen und Blöcken. Sie kamen in unserer engeren Heimat insbesondere an den Flußufern von Inster und Ostfluß (Scheschuppe) sowie an Wegen und auf Feldern vor. Zwischen Althof-Ragnit und Neuhofo-Ragnit fand sich beispielsweise ein unter Denkmalschutz stehender großer Sandsteinblock. Für den Heldengedenkstein in Dreifurt (Galbrasten) bildete ein mächtiger Felsblock aus Gneis die Grundlage. Auch das Kriegerdenkmal in Hohensalzburg (Lengwethen) geht auf einen solchen zurück, der aus dem Kieslager von Pucknen stammte.

Bei seinem Rückzuge ist das Inlandeis stellenweise zum Stillstand gekommen. Andererseits sind auch erneut lokale Vorstöße zu verzeichnen gewesen, die teilweise fächerförmig erfolgten und zur Bildung kleinerer Endmoränen in Bogen- und Girlandenform führten.

Eine solche Bogenform zeigt auch die Samländische Endmoräne. Folgt man von dem an der südlichen Kreisgrenze des Kreises Tilsit-Ragnit gelegenen Dorf Wittenhöhe (Wittschunen) aus nach Norden den Ortschaften Moulinen, Breitenstein (Kraupischken), Insterhöf (Kraupischkehmen), Radingen (Radischen), Plaunen (Plauschinnen), Sallingen (Sallingken), Hohensalzburg (Lengwethen), Kallehnen, Scharken, Loten (Lepalotten), Ober-Eißeln, so wird aus der Oberflächengestaltung und der girlandenähnlichen Form dieses aufgezeigten Gebietes deutlich, daß auch hier einst das Eis den Gesteinsschutt und die Steine hingeschoben und aufgestapelt hat. Hier entstanden die Höhen von Kraupischken, der Lengwether Höhenzug und die Höhen von Ober-Eißeln, denen sich dann nördlich des Memelstromes der Willkischker Höhenzug (sogenannte Baltische Grenzendmoräne) anschloß. Beim Rückzug des Eises bildete sich westlich

des Lengwether Höhenzuges und östlich des Insterales die *Hügelige Tiefebene* (flachwellige Grundmoränenebene) aus. Die höchste Stelle des Kreises Tilsit-Ragnit weist der Lengwether Höhenzug auf. Sie ist ein Teil des nördlich von Hohensalzburg in unmittelbarer Nähe des Gutes Grauden liegenden Bergrückens. Die Höhe beträgt 70 Meter. Den höchsten Punkt bei Ober-Eißeln bildet der Signalberg, der 68 Meter hoch ist. Von dem über 20 Meter hohen Bismarck-Turm genießt man den Rund- und Fernblick auf die romantische Umgebung. Die höchste Erhebung des Willkischker Höhenzuges, der Kapellenberg, mißt 73 Meter.

Vom Willkischker Höhenzug verläuft das *Memel-Pregel-Urstromtal* über die Inster und den Pregel in einer Ausdehnung von rund 2 Kilometer Breite. Ohne Zweifel hat die Urmemel diesen Weg genommen, bevor sie ihren Lauf in die heutige Memelniederung antrat. Die ältere Wissenschaft erklärt das Zustandekommen dieses Urstromtals durch die Annahme, daß die Höhen von Ober-Eißeln einst mit dem Willkischker Höhenzug zusammenhingen. Die Urmemel staute sich, so wurde gefolgt, vor diesem Wall zu dem gewaltigen Jurasee auf, der das ganze Jurabecken ausfüllte. Der Strom bzw. der Jurasee fanden einen Abfluß nach Süden durch das Insteral. Erst später soll die Memel die Höhen von Ober-Eißeln durchbrochen und das Insteral nicht mehr benutzt haben. Der Jurasee floß aus, und auf dem sandigen Boden des Jurabeckens entstand der Juraforst und der Forst Trappen (Trappönen).

Die Theorie dieses Memeldurchbruchs hat durch die jüngere Wissenschaft eine Verbesserung erfahren. Nach dem Ergebnis der neueren geologischen Forschung dürfte es einen Jurasee nicht gegeben haben, weil die Begrenzung des Jurabeckens im Südwesten unklar ist und darüber hinaus auch die Verteilung der Sandarten in diesem Becken derart ist, daß man das Vorhandensein eines Stausees nicht annehmen kann. Auch an den terrassenförmigen Uferbildungen hat kein Memeldurchbruch stattgefunden, denn die Beweise dafür, bestimmte Ablagerungen der Memel, finden sich dort nicht, wohl aber Ablagerungen der Eiszeit, wie sie auf den Höhen vorkommen. Daß die Memel durch das Insteral abgeflossen ist, stellen auch diese Untersuchungen nicht in Frage. Zwar gehen auch sie davon aus, daß dem Strom der direkte Weg nach Westen zwischen dem Willkischker Höhenzug und den Ober-Eißeler Höhen versperrt war, jedoch wurde dies damit erklärt, daß aufgestautes Eis diese Sperre bildete. Erst als dieses völlig abgeschmolzen war, konnte die Memel ihren heutigen Lauf nehmen. Folglich dürfte das Schmelzwasser an der Bildung der heutigen Formen den entscheidenden Anteil gehabt haben.

Sie ist schon interessant, diese Hinterlassenschaft der Eiszeit, der wir nicht nur die Fruchtbarkeit des Bodens zu verdanken haben. Seit Hunderten von Jahren ermöglichte der unerschöpfliche Vorrat an Steinen, Grand, Kies, Sand und Kalk dem Menschen die Verwendung dieses Materials zum Bau von Häusern, Burgen und Kirchen. Mit Hilfe dieser Schätze wurden Straßen gebaut und Eisenbahndämme geschüttet. Die zahlreichen Ziegeleien im Land an der Memel verdanken nicht zuletzt den großen Lehmlagern ihre Existenz.

Jäger, Fischer, Sammler — Von den ältesten Bewohnern an der Memel

Die ersten Spuren menschlichen Daseins in unserer ostpreußischen Heimat weisen auf die mittlere Steinzeit hin. Aus dieser Periode wurden vereinzelte, roh bearbeitete Stücke von Mammutknochen und Rentiergeweihstangen gefunden. Äxte aus Geweih oder Horn, knöcherne Lanzenspitzen, Harpunen zum Fischstechen, Werkzeuge aus Feuerstein zeugten von der Tätigkeit der Bewohner als Jäger, Fischer und Sammler. Wie diese Menschen aussahen und welcher Rasse sie angehörten, wissen wir nicht, da uns von ihnen Skelette nicht überliefert sind. Das Tilsiter Heimatmuseum beherbergte einige Mammutzähne, die vom Memelufer stammten.

In der jüngeren Steinzeit vollzog sich der Übergang vom Jäger- und Nomadentum zu Ackerbau und Viehzucht. Steinbeile aus Schalau, Ostwethen und anderen Orten der Memelregion, die im Heimatmuseum in Tilsit aufbewahrt wurden, sind dieser Zeit zuzuordnen. Eine bei Ragnit ausgegrabene Schaflochaxt aus Stein befand sich im Prussia-Museum zu Königsberg. Und im Heimatmuseum zu Insterburg waren zwei aus Feuerstein und Granit bestehende ungelochte Beile, die im ehemaligen Kreis Tilsit gefunden worden waren, ausgestellt. Die völkische Zugehörigkeit dieser Feldbauern, die an Flußufern lebten und auf Waldlichtungen Hirse, Gerste und Weizen anbauten, kann noch nicht sicher bestimmt werden. Der größte Teil Ostpreußens wird wegen der eigentümlichen kammverzierten Tonware dem Kulturkreis der sogenannten „Kammkeramik“ zugewiesen.

Im allmählichen Übergang folgte der Steinzeit die Bronzezeit. Als Hinweise auf diese Periode können Äxte aus Kupfer und Bronze und Randäxte angesehen werden. In der Sammlung des aus Tilsit stammenden Oberlehrers Gisevius im Prussia-Museum befand sich aus Ragnit eine Randaxt mit niedrigen Seitenrändern und geschweiften Scheide. Hieraus ist zu folgern, daß auch den Menschen der Bronzezeit die Gegend am Memelstrom kein unbekanntes Gebiet gewesen sein kann.

Die Bronzezeit stand im Zeichen der „Hügelgräber“. Die Menschen setzten ihre Toten in einem sogenannten Baumsarg bei, über den ein Hügel aus Erde und Steinen aufgeschichtet wurde. Als Grabbeigaben fanden sich insbesondere Waffen, wie Dolche, Schwerter und Streitäxte. Die Grabhügel der jüngeren Bronzezeit wiesen im Innern der Hügelmitte eine Ringmauer auf. Aus dieser Zeit stammen aller Wahrscheinlichkeit nach die an der Memel im Gebiet des „Rambynas“ (Rombinus) von Gisevius entdeckten Hügelgräber und Gräberfeldfunde. Auch zwei gehenkelt Hohläxte wurden in diesem bei Ragnit gelegenen Gebiet gefunden.

Der Gebrauch des Eisens wurde in Ostpreußen seit etwa 800 v. Chr. bekannt. In zunehmendem Maße bildete nun das Eisen den Werkstoff für die Herstellung von Waffen. In der frühen Eisenzeit setzte sich die „Hügelgräber-Kultur“ Ostpreußens noch gegen die ostgermanische „Gesichtsurnen-Kultur“ im westpreußischen Gebiet ab. Aber bald bürgerte sich auch hier der Brauch der Urnenbestattung in „Steinkisten“ ein. Reich sind die Funde aus dieser Zeit: Armreifen, Halsringe, Schwerter, Lanzenspitzen, Beile, Dolche, Fibeln (Fibeln = verzierte Nadeln zum Zusammenhalten des Gewandes), sind im Laufe der Zeit in Schalau, Ragnit, Hagelsberg, Bendiglaugken, dem Tilsiter Schloßberg und anderen Ortschaften an der Memel zutage gefördert und den Museen

einverleibt worden. Auch aus dem Gebiet des Rombinus stammten einige eisenzeitliche Gegenstände. Besonders hervorzuheben sind die dort ausgegrabenen Kupfer- und Silbermünzen. Sie weisen auf die Römerzeit hin und sind wahrscheinlich durch Handelsleute in das Land an der Memel gekommen. Außer bei Ragnit wurden diese Münzen auch in Tusseinen und Breitenstein gefunden und von Gisevius dem Prussia-Museum überwiesen.

Zu Beginn der Zeitrechnung berichteten die Geschichtsschreiber des klassischen Altertums über die Bewohner des Raumes zwischen dem Kurischen Haff, den Masurischen Seen und dem Mündungsdelta der Weichsel, die sie „aestiorum gentes“, die Stämme der Ästier, nannten. Die Geschichtswissenschaft hat belegt, daß die Ästier und die Prußen ein Volk waren. Die Prußen, die diesem Land den Namen gegeben haben, waren große und kräftige Gestalten. Ihr Fleiß im Ackerbau und ihr Interesse an der Bernsteinengewinnung werden schon durch Tacitus rühmend erwähnt. Das Volk der Prußen wird der Baltischen Gruppe, einem Zweig der großen indoeuropäischen Sprach- und Völkergemeinschaft, zugeordnet. Es wird angenommen, daß die in der jüngeren Steinzeit von Westen kommenden Kulturen nordischen Ursprungs eine ältere nordeurasische Kultur überlagert haben und sich dadurch ein urbaltisches Volkstum entwickelte, das sich im Laufe der Zeit in die Prußen, Litauer, Letten und Kuren aufgliedert hat.

Die Prußen waren ein Bauernvolk, das in kleinen Dörfern, Weilern und Einzelhöfen lebte. Das Land beiderseits der unteren Memel war durch den Schalauerstamm nur dünn besiedelt. Die klangvolle Sprache dieses Volkes war die altpreußische, die mit der litauischen und lettischen Sprache eine gewisse Verwandtschaft aufwies. Die Religion der Prußen entwickelte sich von einem einfachen Naturdienst zur Verehrung insbesondere der Gottheiten Perkunos, Potrimpus und Pikollos. Wie fast allen Völkern der Erde der Glaube an ein Leben nach dem Tode gemeinsam war, so war der Unsterblichkeitsglaube auch bei unseren heidnischen Vorfahren wesentlicher Bestandteil ihrer Religion. Ihre Toten verbrannten die Prußen. Die Asche wurde mit Ohrringen, Spangen und Wertsachen anderer Art in einer Urne beigesezt. Die größte heidnische Totenstätte auf ostpreußischem Boden war das Gräberfeld von Linkuhnen im Kreis Niederung. Es entstammte der Zeit des 9. bis 11. Jahrhunderts nach Christus.

Auch in der Nähe des Ragniter Schloßberges, auf dem sogenannten Hagelsberg, wurde ein heidnisches Gräberfeld aufgedeckt, über das Stadie einen Fundbericht verfaßt hat. Aus ihm erfahren wir, daß die meisten der dort bestatteten Toten mit eiserner Streitaxt und Lanze ausgerüstet waren, einige wenige auch mit Schwertern. An Schmuckbeigaben fanden sich auch fragmentarische Scheibenfibeln, wie sie auch in Splitter, 14 Kilometer westlich von Ragnit, in einem Gräberfeld aufgedeckt worden waren.



Ornamentierte Scheibenfibel



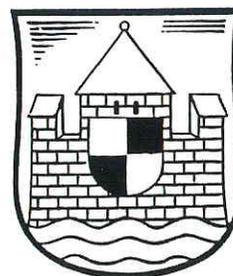
Bronzene Scheibenfibel

Für die Zeitstellung des Ragniter Gräberfeldes geben nach Stadie die Scheibenfibel und eine Ringfibel mit Inschrift Aufschluß. Die Form der Buchstaben begrenzt den Zeitraum von Anfang des 13. Jahrhunderts bis Anfang des 16. Jahrhunderts. Was die Frage anbelangt, welchem Volk die Toten zuzuordnen sind, so kommen zunächst die um die Ordensburg Ragnit ansässig gewesenen Schalwen (Angehörige des preußischen Schalauerstammes) in Betracht. Aus übereinstimmenden Zeugnissen wissen wir weiter, daß Litauer gern ins Preußenland übersiedelten, weil sie sich hier wirtschaftlich und rechtlich verbesserten. Sogar einige wenige Russen und Tataren haben ihren Wohnsitz in dieser Gegend genommen. Auch diese Volkszugehörigen haben sicher zu den Toten gehört. Überwiegend, so weist Stadie nach, waren es aber Schalauer, die der Komtur von Ragnit in der Nähe des Ordenshauses angesetzt hatte.

Es waren also Prußen, Litauer und Deutsche, die im Mittelalter an der unteren Memel nebeneinander gelebt haben. Die preußische Urbevölkerung wurde durch den Orden nicht ausgerottet, wie gelegentlich behauptet wird. Nach Bekehrung dieses heidnischen Volkes zum Christentum setzte allmählich der Verschmelzungsprozeß mit den eingewanderten deutschen Siedlern ein. Nach und nach übernahmen die Prußen deren überlegene Kultur und auch die Sprache. Erst im 17. Jahrhundert ist die preußische Sprache ganz erloschen, und zwar nicht als Folge eines äußeren Zwanges, sondern in Form einer Assimilation, wie man diese auch bei den Kelten im römischen Gallien und bei den Liven feststellen konnte. Und durch soziale Angleichung ist auch das Litauertum in „Preußisch Litauen“, wie man das Gebiet an der Memel seit der Einwanderung der Litauer vielfach nannte, im Laufe der Zeit blutsmäßig mit der deutschen Bevölkerung verschmolzen.

Vor 430 Jahren durch Herzog Albrecht gegründet

Tilsit — Metropole des nördlichen Ostpreußen



Die Bürger Tilsits haben ihre Stadt in eigener Verantwortung aufgebaut und diese Aufgabe bis zur Vertreibung bewußt bejaht und erfüllt. Unter den Städten Ostpreußens nimmt der Ort am Memelstrom, der 1939 über 59000 deutschen Menschen Lebensraum bot, eine Sonderstellung ein: Als Wirtschaftsmetropole Nordostpreußens vereinigt Tilsit alle wichtigen Funktionen eines Industrie-, Handels- und Verkehrszentrums. Das geistige Leben und die Künste haben hier zu allen Zeiten ein eigenständiges

Dasein geführt und sind zugleich unlösbarer Bestandteil des gesamten Lebens der Stadt gewesen. Die Stadtregion kann als gut geordnet und wohl proportioniert bezeichnet werden. Mustergültig sind hier die Voraussetzungen für ein lebenswertes Leben geschaffen worden, so daß das „Darin-wohnen-und-arbeiten“ angenehm war. Tilsit konnte und kann für sich in Anspruch nehmen, die „Stadt ohnegleichen“ zu sein.

Gründung des Gemeinwesens

Die Anfänge Tilsits reichen in die Ordenszeit zurück. Im Zuge der für ihn so wichtigen Memellinie legte der Deutsche Orden die Burgen Ragnit, Schalauerburg, Kaustritten und Splitter an. In den Jahren 1406 bis 1409 erbaute er dann an der Mündung der Tilse in die Memel eine Burg. Sie war Sitz eines Pflegers, der dem Komtur in Ragnit unterstand. Im Schutz dieses Ordenshauses setzte dann in der herzoglichen Zeit eine planmäßige Siedlung ein.

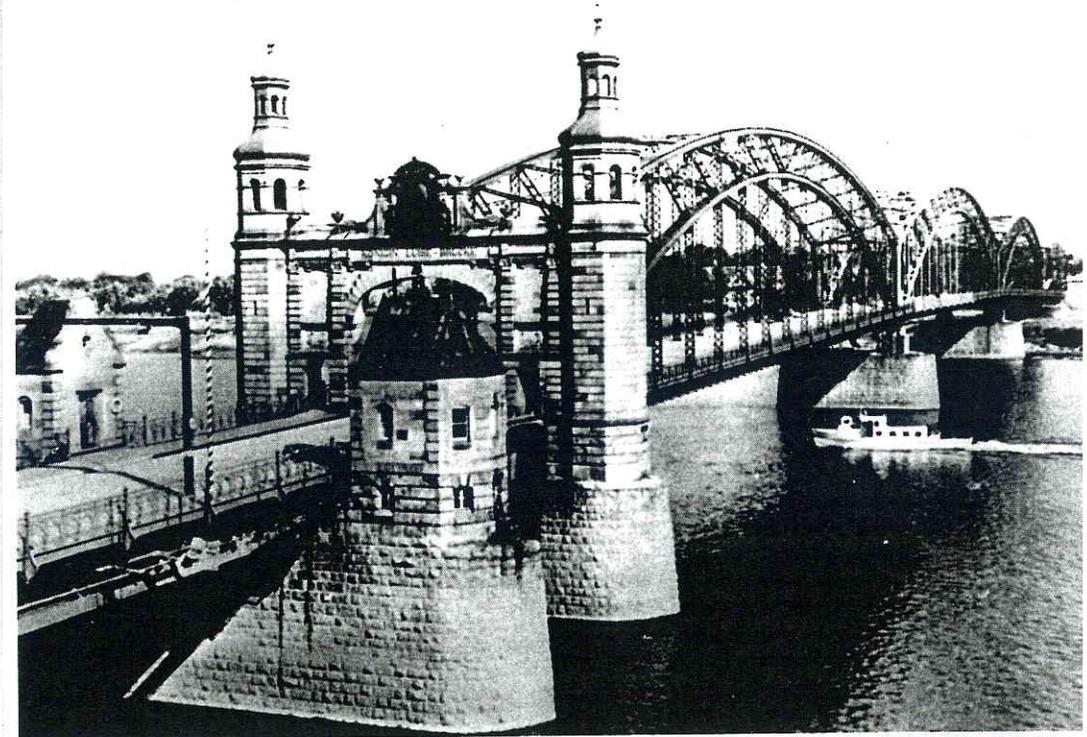
Den von Herzog Albrecht im Rahmen der Binnenkolonisation herbeigerufenen deutschen Siedlern wurde westlich der Burg, an der Verbindungsstraße zwischen Tilsit und Splitter — der späteren Deutschen Straße — Land zur Verfügung gestellt. Hauptsächlich waren es Handwerker und Kaufleute. Sie alle erhielten besondere Rechte. So bewilligte ihnen der Landesherr Steuerfreiheit für mehrere Jahre, wies ihnen recht große Hofstellen und große Flächen Ackerlandes zu. Auch erhielten sie das Privileg, Bier zu brauen und es auszuschenken. Zu den Siedlern der damaligen Zeit gehörten aber auch Angehörige der preußischen Urbevölkerung, nämlich die „Preußen hinter der Tilse“, die für ihre Dienste in Kriegs- und Friedenszeiten Land erhalten hatten. Ganz im Westen wohnten die „Schalwen zur Splitter“ (Schalwen = Angehörige des preußischen Schalauerstammes). Auch Litauer, die zunächst vereinzelt, nach dem Frieden zu Krakau (1525) dann in größerer Zahl ins Preußenland wechselten, waren in dem Flecken Tilsit angesetzt worden. Eine Straße wurde nach ihnen sogar „Littische Gasse“ (= Litauische Gasse) benannt. Es handelte sich um die spätere Hohe Straße.

Im Jahre 1551 wurde der Marktflecken vermessen und ein Bebauungsplan aufgestellt. Die erste „Chüre“ (Wahl des städtischen Rats und des Gerichts durch die Bürger) fand in der Kirche „zur Tilse“ am 2. Dezember 1551 in Gegenwart des Herzogs statt. Am selben Tage wurden auch die ersten städtischen Beamten ernannt. Von den deutschen Namen, die uns zu dieser Zeit begegnen, seien hier aus Raumgründen nur einige wenige genannt: Boltz, Büchner, Glaser, König, Riemann, Sackheim, Ungermann, Warskin. Handel und Wandel blühten, und so verlieh Herzog Albrecht dem aufstrebenden Gemeinwesen im Jahre 1552 das Stadtrecht.

Insbesondere die günstige Lage am Memelstrom, die fruchtbare Niederung und der Holzreichtum der großen Wälder in der Umgebung waren es, die Tilsits Wohlstand begründeten und den Ort schon im Mittelalter zu einem bedeutenden Wirtschaftszentrum werden ließen. Von hier aus wurden die Überschussprodukte, wie Holz, Getreide, Hülsenfrüchte, Talg, Nüsse, Hanf, Leinsamen und Felle insbesondere nach Königsberg und Danzig verfrachtet und die von dort kommenden Handelsgüter, wie Salz, Heringe, Tuche und andere Gebrauchsgegenstände in die Nachbarländer verschifft. Holz und Holzindustrie, Handel mit Getreide, Brauereien, Brennereien, Gerbereien, Webereien und eine ausgedehnte Landwirtschaft schufen die Grundlagen für das weitere Wachstum und die Bedeutung der Stadt. Hierzu trugen auch die Memelbrücken bei, die den direkten Handelsweg auf dem Lande von Königsberg über Tilsit und Tauroggen nach Petersburg ermöglichten. Die Zellstoff-Fabrik Tilsit-Waldhof wurde die zweitgrößte Produktionsstätte ihrer Art in Europa. Fast 2000 Menschen gab sie Arbeit und Brot. 1937 erzeugte sie nahezu 100000 Tonnen Zellstoff und 14000 Tonnen Papier.

Geistiger und kultureller Mittelpunkt

Tilsit war jedoch weit mehr als eine Handelsmetropole. Auch als geistiger Mittelpunkt des nördlichen Ostpreußens machte sich die Stadt einen Namen. Schon im Jahre 1586 hatte Markgraf Georg Friedrich die Provinzialschule einrichten lassen. Aus ihr ist später das Gymnasium hervorgegangen. 1839 kam die Realschule (später Realgymnasium und Oberrealschule) hinzu. 1856 folgte die höhere Privatmädchenschule, und Anfang des 20. Jahrhunderts wurden mehrere Mittel- und Volksschulen gebaut. Insbesondere die Schulen, die Kirchen, das Grenzlandtheater, das Grenzlandmuseum, die Volkshochschule, die Stadtbücherei, mehrere Zeitungen und die literarischen und musikalischen Zirkel trugen zum kulturellen Leben der Stadt bei.



Königin-Luise-Brücke

Das Wahrzeichen der Stadt bildete der in den Jahren 1695 bis 1697 errichtete Turm der Deutschen Kirche. Die drei übereinanderliegenden Kuppeln und die doppelte Galerie ließen ihn schlank und doch kraftvoll in die Höhe streben. Er wies Formen des Barock auf. Das Gotteshaus, eines der ersten massiven Kirchen des Protestantismus in Ostpreußen, war bereits in den Jahren 1598 bis 1612 erbaut worden. Das Innere der Kirche war reich ausgestattet: Der Altar von 1611 wurde im 19. Jahrhundert durch das von Friedrich

Keßler gemalte Altarbild Jesus bei Maria und Martha bereichert. Auch die aus dem Jahre 1677 stammende Kanzel, die Beichtstühle, die Taufkammer und die Epitaphien waren künstlerisch sehr wertvoll.

In den Jahren 1757 bis 1760 entstand dann — besonders für die litauische Landbevölkerung — die Landkirche, ein auf ovalem Grundriß errichteter und von einem turmartigen Dachreiter gekrönter Barockbau. Hervorzuheben sind die toskanischen Säulen im Innern, die das hölzerne Tonnengewölbe tragen.

Das Rathaus in der Deutschen Straße war in den Jahren 1752 bis 1755 erbaut worden. Die malerische Freitreppe und das barocke Ziegeldach verliehen dem schlichten Bauwerk einen würdigen Ausdruck. An weiteren bemerkenswerten Bauten waren in der Deutschen Straße das Napoleonhaus, die Grüne Apotheke, das Blaurocksche Haus und die Falkenapotheke zu finden.

Manch klangvoller Name ist mit Tilsit verbunden. Max von Schenkendorf (1783 bis 1817), der Dichter der Freiheit, war ein Sohn der Stadt. Ihm zu Ehren wurde der Platz vor dem Rathaus benannt. Die Rechte zum Schwur erhoben, die Linke die Lieder ans Herz drückend — so ist uns sein Denkmal in Erinnerung geblieben, das die Inschrift trug: „Ich will mein Wort nicht brechen, will predigen und sprechen, vom Kaiser und vom Reich.“

In seiner Novelle „Die Reise nach Tilsit“ hat Hermann Sudermann (1857 bis 1928), der in Tilsit die Schule besuchte, der Stadt ein bleibendes literarisches Denkmal gesetzt.

Die Dichterin des berühmten „Hanneken“-Romans, Johanna Wolff (1858 bis 1943) stammte ebenso aus Tilsit wie der Dichter A. K. T. Tielo (Kurt Mikoleit) (1874 bis 1911). Zu erwähnen sind weiter der Schriftsteller Johann Bobrowski (1917 bis 1965), der Prähistoriker Gustav Kossina (1858 bis 1931), der „Hauptmann von Köpenick“ Wilhelm Voigt (1848 bis 1922). Die in Ruß geborene Charlotte Keyser (1890 bis 1966) wirkte als Kunsterzieherin und Schriftstellerin bis zur Vertreibung in Tilsit.

Dem heute bei Hamburg lebenden ostpreußischen Schriftsteller Peter Paul Brock, eng mit Tilsit verbunden, ist es meisterhaft gelungen, Menschen und Landschaft zu beiden Seiten des Stromes zu charakterisieren. Er hat Romane von hohem literarischem Rang geschrieben.

Brennpunkt der Weltgeschichte

Wiederholt hat Tilsit historisch eine Rolle gespielt. In den Blickpunkt europäischer Geschichte rückte die Stadt, als General Treffenfeld die von Livland her eingefallenen Schweden in der Nähe von Tilsit erreichte und ihnen am 30. Januar 1679 bei dem Dorf Splitter eine Schlacht lieferte. Nachdem zwei schwedische Regimenter aufgerieben waren, konnte der Sieg den Brandenburgern nicht mehr genommen werden.

1807 begründete die Stadt Tilsit dann ihren weltgeschichtlichen Ruf. In ihren Mauern trafen König Friedrich Wilhelm III., Zar Alexander I. und Napoleon zusammen. Am 7. Juli 1807 kam auf einem Floß auf dem Memelstrom der denkwürdige Friede von Tilsit zwischen Frankreich und Rußland zustande. Zwei Tage später, am 9. Juli 1807, wurde in Tilsit auch Frieden zwischen Frankreich und Preußen geschlossen. Dieser Friedensschluß vernichtete das Werk Friedrichs des Großen und strich Preußen aus der Reihe der Großmächte. Preußen als Staat blieb jedoch bestehen.

Das Stadtwappen Tilsits zeigt auf silbernem Feld über einem blauen Fluß in Rot eine Mauer mit Turm und zwei Zinnen. Der Turm ist belegt mit dem in Silber und Schwarz gehaltenen vierteiligen Zollernschild.

Seit 1945 gehört Tilsit, das jetzt Sowjetsk genannt wird, zu dem der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik als „Oblast Kaliningrad“ eingegliederten Gebiet. Die Stadt Kiel hat die Patenschaft für Tilsit übernommen. In der am 31. Juli 1954 ausgefertigten Patenschaftsurkunde heißt es: „Um der Verbundenheit mit der unter fremder Verwaltung stehenden Stadt Tilsit Ausdruck zu geben, hat die Ratsversammlung der Stadt Kiel am 18.2.1954 die Patenschaft für die Stadt Tilsit übernommen. Sie will damit für alle Tilsiter Bürger einen Mittelpunkt kultureller und geistiger Gemeinschaft schaffen und das allgemeine Bewußtsein stärken, daß Ost- und Westdeutschland zusammengehören.“

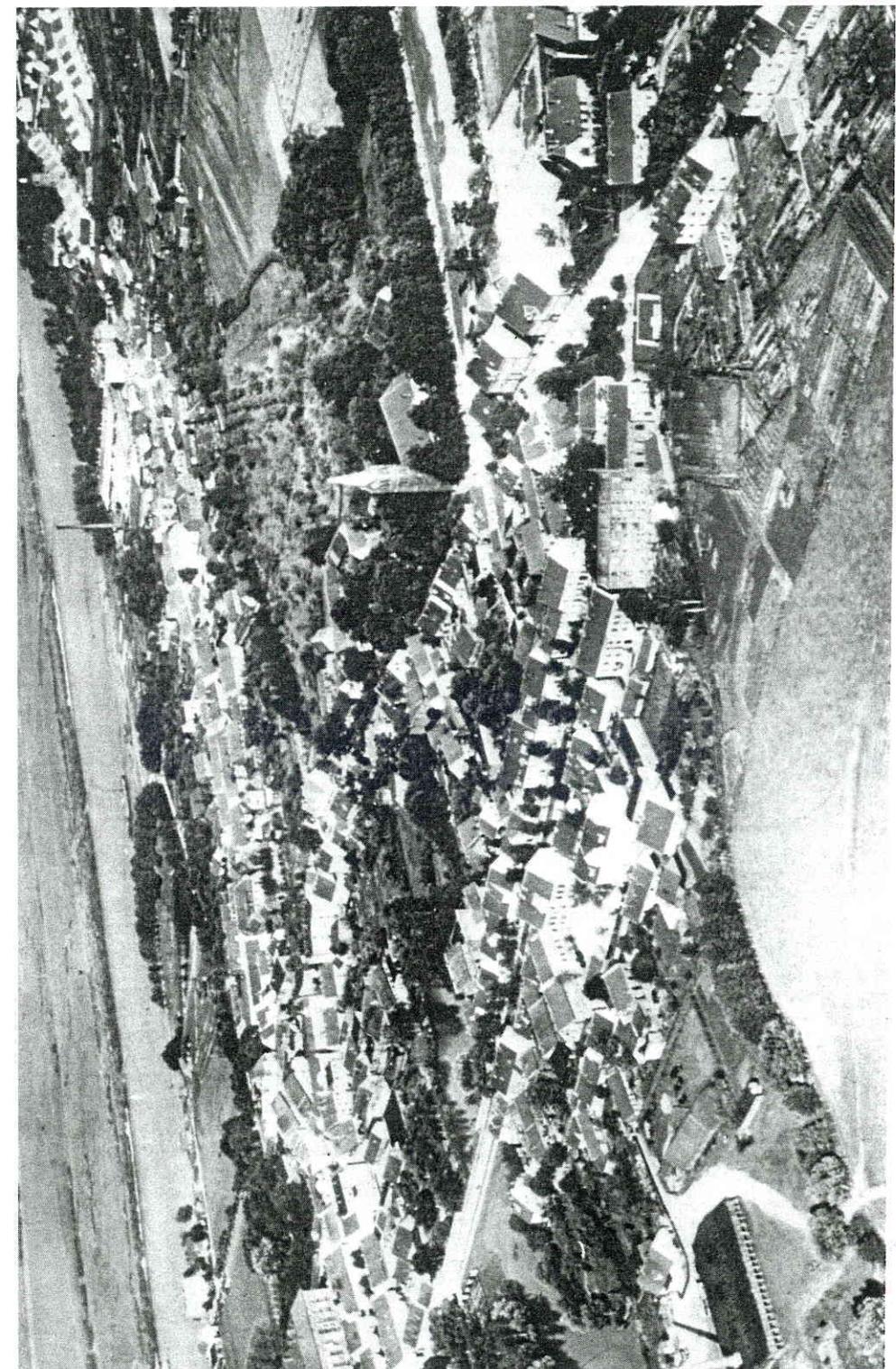
Ragnit — die unvergessene Stadt



Ragnit — unweit von Tilsit — auf dem Hochufer der Memel gelegen, ist eine der neuzeitlicheren Städte Ostpreußens. Romantische Wiesentäler, mit blinkendem Wasser belebte Niederungen, dunkle Forsten, die sich in grünen Wogen über Hügel und Tal breiten, urwüchsige Flußuferschluchten: Diese reizvolle Landschaft mit ihrer befreienden Weiträumigkeit hat auch die Gestaltung des Lebensraumes dieser Stadt nachhaltig beeinflusst. Alles Schablonenhafte und jede Massierung von Stein ist hier von den Baumeistern von alters her abgelehnt worden.

Die gartenstadtähnliche Bauweise läßt die Stadt mit der Natur verschmelzen. Insbesondere die grün umkränzte Teichpartien, der Kreisgarten mit seinen wuchtigen Baumriesen, der parkähnliche Zinkenteich und die große grüne Oase der Daubas sind es, die dem Stadtbild ein liebliches Gepräge geben.

In einer solch gefälligen, abwechslungsreich gegliederten Landschaft ist Ragnit organisch gewachsen. Der Anlage nach weist die Stadt eine ausgeprägte Rippenform auf. Die auf dem Hochufer parallel zum Memelstrom sich erstreckende Längsstraße wurde später durch eine bauliche Ausdehnung nach Süden ergänzt. Zur Ordenszeit von den Litauern wiederholt gebrandschatzt, während des Krieges zwischen dem Großen Kurfürsten und Polen von streifendem Kriegsvolk völlig niedergebrannt, in den Jahren 1709 bis 1711 mehrfach von der Pest heimgesucht, mußte Ragnit während des Siebenjährigen Krieges eine schreckliche Plünderung über sich ergehen lassen. Fünfzig Jahre später, im Jahre 1807, verwüstete eine große Feuersbrunst den Ort. Trotzdem — Ragnit wurde wieder eine lebendige Stadt, eine Stadt, deren schier unerschöpfliche Lebenskraft es fertigbrachte, immer noch einmal aufzublühen.



Ragnit

Auch der Ursprung Ragnits geht auf eine Burg des Deutschen Ordens zurück. Im Jahre 1289 erbaute dieser an Stelle der zerstörten Prußenfeste Raganita „auf einem Berg über der Memel zum Lobe und zur Ehre Gottes die Burg Landishute“. Das auf dem Ragniter Schloßberg gelegene Ordenshaus stellte als Hauptstützpunkt der bereits erwähnten Memellinie ein Bollwerk gegen die Litauer dar. Nach dieser Bedeutung erhielt es den Namen Landeshut. Aber schon bald ging der ursprüngliche Name wieder auf die Burg über. Peter von Dusburg berichtet, daß sie 1326 allgemein nach dem benachbarten Flusse Raganita genannt wird. Die exponierte Lage dieser für den Orden so wichtigen Grenzfeste und die mit dem bisherigen Bauwerk (Holz-Erde-Befestigung) gemachten Erfahrungen veranlaßten den Hochmeister, im Jahre 1397 westlich des Schloßberges ein besonders festes Ordenshaus in Stein zu bauen. Dieser Bau wurde im Jahre 1409 vollendet.

De fundanda Civitate Raganita

Schon aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters gibt es Nachrichten, nach denen Ragnit die Stadtrechte verliehen werden sollten. Im Zusammenhang mit einer Meldung des Hauskomturs von Ragnit, in der er dem Hochmeister berichtet, wie hoch man Ragnit „aufzuwerfen“ habe, hören wir in Verbindung mit dem Namen Ragnit erstmalig etwas von einer Stadt. Aus dem Blatt des Ordensbriefarchivs aus dem Jahre 1403 verlautet, „das der nuwe Schultis meint zu hoek zu wortin (aufzuwerfen) die stat als das alde hachilwerg ist ...“ Der hier verwendete Begriff „stat“ muß als die vom Orden in der Nähe des im Bau befindlichen neuen Ordenshauses geplante Stadtsiedlung aufgefaßt werden, um die ein Wall in Höhe des Hackelwerkes aufgeworfen werden soll. Bestätigt wird uns das durch die undatierte Lokationsurkunde „De fundanda Civitate Raganita“ aus dem Ordensbriefarchiv (Regesta I Nr. 644). Dieses Dokument enthält die Gerechtsame auf Landbesitz und Fischerei, die der Orden der zukünftigen Stadt verleiht. In der Schrift wird weiter die Zusicherung gemacht, die Stadt mit einem Wall zu versehen, „noch deme als das alde hachelwerg vor langen zeithen do gelegn, ist bewallet gewest“. Dies geschieht mit der Maßgabe, daß die Stadt nach erfolgter Befestigung künftig selbst für ihre Umwehrgung zu sorgen hat. Die Urkunde schließt mit der Verleihung des kulmischen Rechts.

Aus dem Jahre 1409 gibt es eine weitere Nachricht, die mit einer angeblichen Stadtgründung zusammenhängt. Ob die Absichtserklärungen wirklich zustande kamen, ist durch Quellen nicht zu belegen. Wegen der in diesem Jahr einsetzenden Wirren muß vielmehr angenommen werden, daß sie unterblieben. Die Stadtgründung läßt sich erst 300 Jahre später nachweisen.

Der Flecken Ragnit wurde danach durch königliche Resolution vom 26. März 1722 zur Stadt erhoben. Mit der heute vor 260 Jahren vorgenommenen Verleihung der Stadtrechte ergab sich die „Freyheit, Handel und Wandel, auch allerhand bürgerliche Nahrung, Handwerk und Profession darinnen zu treiben“. Das am 6. April 1722 von König Friedrich Wilhelm I. verliehene Stadtpatent enthält dann u.a. den wichtigen Hinweis, daß sich alle diejenigen, die sich in dieser Stadt niederzulassen beabsichtigen, beim Preußischen Kommissariat in Königsberg, bei dem Steuerrat oder dem noch zu bestellenden Bürgermeister der Stadt zu melden haben. Unter Berücksichtigung der Umstände würden dann durch den Steuerrat die Baustelle und der Platz für die Gärten

angewiesen werden. Auch allen Handwerkern aus anderen Dörfern des „platten Landes“ wurde die Stadt geöffnet. Unter Hinweis auf das freie Bürger- und Meisterrecht und die Befreiung von der Steuer für die Dauer von drei Jahren wurde ihnen die sofortige Vermittlung von Arbeit zugesagt. Die Resolution schließt mit der Feststellung, daß die Ausübung des Braugewerbes zur Zeit nur den sich bereits in der Stadt befindlichen Braukrügern gestattet werden kann. Bei Vergrößerung der Stadt und dem damit verbundenen Anstieg der Einwohnerzahl könne jedoch „nach Proportion der neu angekommenen Bürger, auch denen, welche dazu die bequemste und vor Feuersgefahr sicherste Häuser erbaut haben werden, nach und nach eine Braugerechtigkeit concediret werden“.

Das Stadtwappen Ragnits zeigt in Blau auf grünem Boden über einem blauen Fluß eine silberne Stadtansicht. Darüber schwebt der nicht stilisierte preußische Adler und über diesem ein goldenes Gottesauge. Das Ganze ist von der Umschrift umgeben „SUB EIS TUTA RAGNETA“, was soviel heißt, wie „unter diesem Schutz ist Ragnit sicher“.

Kultur, Wirtschaft, Verwaltung

Die ersten Nachrichten von Bauarbeiten an der „Ragnitschen Stadt Kirche“ stammen aus dem Jahre 1736. 1757 wurden Kirche und Stadt von den Russen niedergebrannt. Der Wiederaufbau des Gotteshauses erfolgte im Jahre 1771, der Turm wurde erst 1853 davorgesetzt. Altar und Kanzel waren vereint inmitten schöner korinthischer Säulen, die das überladen gekröpfte Gebälk trugen. In der Mitte — unterhalb des Gebälks — saß die Schalldecke. Oben stiegen zwei schneckenförmige Verzierungen auf, die die Umrahmung für das Auge Gottes bildeten.

1825 wurde das Landratsamt von Gerskullen nach Ragnit verlegt; im gleichen Jahre erhielt die Stadt eine Provinzial-Strafanstalt, die im Schloß untergebracht wurde. Von 1839 an beherbergten die Mauern des Schlosses das Land- und Stadtgericht, das 1849 in ein Kreisgericht und 1879 zum Amtsgericht umgewandelt wurde.

Als Beweis dafür, welche lebendigen Kräfte in Ragnit im Bildungswesen wirksam waren, können insbesondere die Errichtung der Ackerbauschule Lehrhof-Ragnit (1850), des Lehrerseminars (1882) mit der Umwandlung in eine deutsche Oberschule in Aufbauform (1922) und der Landwirtschaftsschule (1901) angeführt werden. Auch hatte Ragnit mehrere Volksschulen und eine Mittelschule.

Daß der fleißige Bürgersinn und der vorwärtsstrebende Geist trotz mancher schlechten Wirtschaftslage nicht ruhten, bewiesen die Pläne, mit denen sich die Stadt trug und die nach und nach verwirklicht wurden. Ebenbürtig stellte sich der landwirtschaftlichen Lage bald ein ausgedehntes Großgewerbe zur Seite. Schon bald sollte Ragnitz zu den am stärksten industrialisierten Orten der Provinz gehören.

Neben zwei großen Schneidemühlen, zwei Ziegeleien und der Schloßmühle wurde im Jahre 1883 die Eisengießerei und Maschinenfabrik der Gebrüder Kreide begründet. Im Jahre 1902 folgte die Fabrik von Brüning & Sohn, die Zigarrenkistenbretter herstellte, aber auch Furniere für die Möbelindustrie und den Schiffbau fertigte. Durch Leistung von Steuern in beträchtlicher Höhe und Versorgung eines erheblichen Teils der Einwohner mit Arbeit hat die im Jahre 1909 gegründete Zellstoffabrik dem wirtschaftlichen

Leben der Stadt Ragnit einen bedeutenden Aufschwung gebracht. Im Jahre 1922 siedelte sich eine weitere Industrie an, die in der Hauptsache Ofenkacheln und Blumentöpfe, aber auch Wandfliesen und andere keramische Artikel herstellte. Im Jahre 1939 hatte Ragnit nahezu 11 000 Einwohner.

Seit 1945 gehört Ragnit, das jetzt Neman genannt wird, zu dem der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik als „Oblast Kaliningrad“ eingegliederten Gebiet. Die Stadt Preetz in Schleswig-Holstein hat die Patenschaft für Ragnit übernommen.



Verzauberte Landschaft am Strom — Die Fähre in Ragnit

Welch eine Stimmung, welch eine Beschaulichkeit, geht allein von dem vor uns liegenden Landschaftsausschnitt aus. Alles atmet Ruhe und Zufriedenheit. Sie drückt sich aus in dem gemächlich dahinfließenden Strom, in der Muße der Menschen, die der Handkahn gerade angelandet hat, aber auch in dem Plausch, in den die Menschen auf der Fähre während der geruhsamen Überfahrt vertieft sind.

Ja, die Fähre, sie war die einzige Brücke, die einen hinübertrug zum anderen Ufer. Sie ermöglichte Scharen von Kindern und Erwachsenen „drüben“ Badefreuden zu genie-

Ben, sie war das Gefährt, das die hochbeladenen Leiterwagen mit Heu zur Zeit der Aust von den Memelwiesen herüberbrachte und das dafür sorgte, daß die silberglänzende Beute der Fischer und die Früchte des Ackers zum Markt kamen.

Die weiten Stromwiesen in Übermemel mit ihren glänzenden Flächen der Teiche und Altwasser der Memel, in denen sich das faszinierende Spiel von Licht und Schatten der niedrig ziehenden Wolken spiegelte, grüßten herauf. Von grün verwachsenen Wegen durchschnitten, waren sie übersät mit Margeriten, Hahnenfuß, Wegwarte und Tausendgüldenkraut und erfüllt von Amselschlag und Grillengezirp.

Über diese Farbenpracht hob sich der Blick auf die bewaldeten Hügelgruppen des Willkischker Höhenzuges, die sich leicht, wie schwebend, in der Ferne zusammenordneten. Von eigenartiger Schönheit die Weiden, die in einer langen Kette die Ufer der Memel umkränzten und in deren Heimlichkeit jubelnd das Lied der Sprosser erklang. Herb war der Geruch der Fluten, würzig der Duft des Grases, der vom Hauch der sommerlichen Brise herangetragen wurde.

Siedlungen an der unteren Memel

Breitenstein (Kraupischken)

Im schönen Instertal — südlich von Ragnit — liegt Breitenstein. Das älteste Kirchdorf ist bereits auf Kaspar Hennebergers „Neuer Preußischer Landtafel“ (1576) als Crupischken verzeichnet. Die Kirchengemeinde ist unter dem Namen Kirchengemeinde Breitenstein 1554 als Reformationskirche gegründet worden. Das letzte Gotteshaus wurde im Jahre 1772 eingeweiht. Es war ein rechteckiger Bau aus Feldsteinen und stand in der Mitte des Ortes am Marktplatz. Goldbeck erwähnt in seiner „Topographie des Königreich Preußen“ (1785) Kraupischken als ein „Königliches Dorf mit einer Kirche an der Inster, einem Adel. Krug und drei adeliche Bauerhöfe, 15 Feuerstellen; der Adel. Krug gehört zu Breitenstein und die Adel. Höfe verschiedenen Adel. Einsaaßen“.

Erst in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts erlebte das Dorf einen bescheidenen Aufschwung. Maßgebend dafür war der Ausbau des Straßennetzes in den Jahren 1856/57. 1859 begann der regelmäßige Wochenmarkt, 1861 der jährliche Vieh- und Pferdemarkt. Eine Kleinbahnverbindung mit den Städten Insterburg und Ragnit wurde erst kurz nach der Jahrhundertwende geschaffen.

Die Straßen des Dorfes mit den ansprechenden, meist weißen Gebäuden, geben ihm ein nahezu städtisches Aussehen. Die zahlreichen Geschäfte zeugen von einer kaufkräftigen Bevölkerung. Den schönsten Anblick bietet Breitenstein, wenn man sich ihm von Insterburg aus nähert. Man sieht dann den Marktflecken mit seinem die Häuserdächer hoch überragenden Kirchturm freundlich im Grün des schroff abfallenden Instertales liegen. Eine der zahlreichen Verkehrsstraßen führte nach Schillen; weiter gab es Chausseen über Hohensalzburg nach Ragnit bzw. Schloßberg, nach Gumbinnen mit einer Abzweigung nach Altenkirch und nach Insterburg. Postbus- und Kleinbahnverkehr haben zur Hebung des regen Marktverkehrs und zur Vergrößerung des Kirchdorfes

viel beigetragen. Nach der Volkszählung von 1925 hatte Breitenstein 796 Einwohner, nach der von 1939 bereits 1263.

In unmittelbarer Nähe des Ortes, am Abhang des Instertales, liegt das Gut Breitenstein. Sein Name ist auf einen mächtigen erratischen Block, der eine Steinplatte darstellte, zurückzuführen. Dieser Findling liegt an der Kastanienallee zwischen dem Dorf und dem Gut. An der höchsten Stelle ragt er 1/2 Meter aus der Erde. Seine Ausmaße sind 5,30 x 4,30 x 3,25 Meter. Erstmals wird er in einer Vertragsurkunde erwähnt, in der sich der Hochmeister Winrich von Kniprode und der Bischof Jakob von Samland im Jahre 1352 das Land Nadrauen teilen. Auf dem Stein soll Herzog Albrecht von Preußen Rast und offene Tafel gehalten haben, wenn er in den benachbarten Wäldern mit seinem Gefolge zur Jagd war.

Ab 1787 gehörte Gut Breitenstein Christian Friedrich Schimmelpfennig von der Oye. Nach seinem Tode im Jahre 1820 wurde es von seinem Sohn Friedrich Christian Benjamin Schimmelpfennig von der Oye übernommen. Das Gut hatte zu dieser Zeit — zusammen mit Graudszén, Juckstein und Friedrichswalde — eine Größe von 1 190 Hektar.

Hohensalzburg (Lengwethen)

Wenig mehr als zehn Kilometer nördlich von Breitenstein, am Schnittpunkt der Chausseen von Schillen nach Schloßberg/Gumbinnen und von Ragnit nach Insterburg, liegt Hohensalzburg. Der ursprüngliche Name ist litauischen Ursprungs, setzt sich aus „lenke“ und „wete“ zusammen und bedeutet soviel wie Wiesenstätte. Goldbeck beschreibt Lengwethen als ein „Salzburgerkoloniedorf mit einer Kirche und 17 Feuerstellen“. Auf Grund der günstigen Lage wies der Ort einen relativ starken Durchgangs- und Reiseverkehr auf, der sich nach der Inbetriebnahme der Kleinbahn Breitenstein — Ragnit noch weiter steigerte.

Näherte man sich dem kleinen Kirchdorf von Kulmen aus, so fielen einem gleich mehrere zweistöckige, weißgetünchte Häuser auf: das sogenannte Zeughaus (ehemalige Monturkammer für Landwehr und Landsturm), das neue Landjägergehöft, die Molkerei und die Häuser des Marktplatzes. Außer den beiden Gasthäusern, einigen Geschäften und dem Pfarrhaus ist noch die Schule zu nennen.

Der Lengwether Höhenzug, ein Teil der Samländischen Endmoräne, weist die höchste Stelle des Kreises auf. Sie ist ein Teil des nördlich von Hohensalzburg in unmittelbarer Nähe des Gutes Grauden liegenden Bergrückens. Die Höhe beträgt 70 Meter.

Durch das Kolonisationswerk Friedrich Wilhelms I. fanden die 1732 vertriebenen Salzburger auch und gerade im Amt Gerskullen, zu dem Hohensalzburg damals gehörte, eine neue Heimat. Von den 62 wüsten Hufen besetzten sie 33 Hufen und über 28 Morgen. Mit Genehmigung des Königs wählten die Glaubensflüchtlinge 1736 aus ihrer Mitte 26 Schulzen als Verwaltungsbeamte. Sie standen fortan den königlichen Inspektoren zur Seite. In Hohensalzburg war Sebastian Kornberger der erste Schulze. Er hatte 31 Wirte in sechs Dörfern zu inspizieren.

Die Kirche ist von den Salzburgern in den Jahren 1732 bis 1735 erbaut worden. Es handelt sich um ein einfaches Gebäude mit großen, viereckigen, zur Straße gelegenen

Fenstern. Der mit Ziegeln ausgelegte Fußboden trug die mit Lehen gearbeiteten Holzbänke. Altar und Kanzel waren vereint. Die von den Einwanderern aus ihrer Heimat mitgebrachte Taufschale bestand aus Messing und zeigte in getriebener Arbeit mancherlei Figuren, Blumen und Blätter. Ein von der Kirche abgesetztes Glockenhaus ersetzte den Kirchturm.

Nach der Erhebung von 1939 zählte Hohensalzburg 364 Einwohner.

Altenkirch (Budwethen)

Östlich von Hohensalzburg liegt Altenkirch. Schon von weitem grüßt die Windturbine den Reisenden. Sie versorgte Altenkirch mit Elektrizität, bis in späteren Jahren diese Aufgabe von dem Überlandwerk übernommen wurde. Der alte Name bedeutet soviel wie Wachtstätte oder Wachtbudenstätte. Sowohl Hennebergers Landtafel von 1576 als auch die „Carte von dem im litthauischen Cammer Departement belegenen Ragnitschen Creise“ (1665) verzeichnen Budwethen nicht. Goldbeck beschreibt die Gemeinde als ein „melirt Dorf mit einer lutherischen Pfarrkirche und 16 Feuerstellen“.

Das Kirchspiel Altenkirch wurde im Jahre 1665 begründet. Der Ort selber erhielt um 1686 die erste Kirche, die aber wegen Bauqualität im Jahre 1772 abgebrochen werden mußte. 1780 bis 1782 errichtete man ein neues Gotteshaus. Die Glocken der alten Kirche dienten auch der neuen Kirche. Eine von ihnen trug die Inschrift: „Zu Zeiten der Hochgeborenen Lehnsherrschaft von Flans in Königsberg anno 1695 gos mich Gottfried Dornemann.“ Altar und Kanzel waren auch in dieser Kirche vereint. Den bronzenen Kronleuchter haben die Salzburger Gemeindeglieder 1832 anlässlich der 100jährigen Gedenkfeier gestiftet.

Die ein- und zweistöckigen Häuser des Ortes weisen Läden aller Art und Gastwirtschaften auf. In Altenkirch gibt es eine dreiklassige Schule, eine Apotheke und eine Ziegelei. Die sich durch den Ort ziehende Straße erweitert sich in der Ortsmitte marktplatztähnlich. Das Dorf bot das Bild eines erfreulichen Wohlstandes. Im Jahre 1925 zählte es 590 Einwohner, 1939 waren es 781.

Schillen (Szillen)

Nach Ragnit ist Schillen einer der größten Orte des Kreises. Die alte Siedlung weist eine stadtdähnliche Anlage auf. Die kurzen Straßen sind eingerahmt von zweistöckigen Häusern. Die Chausseen nach Ragnit, über Königskirch (Jurgaitschen) nach Heinrichswalde und Tilsit, über Hohensalzburg nach Schloßberg, über Breitenstein nach Gumbinnen und Insterburg ließen den Ort zum Knotenpunkt vieler wichtiger Wege werden. Dazu kam die Eisenbahnverbindung Tilsit — Insterburg, die einen Verkehr zu den beiden größten Städten des Regierungsbezirkes Gumbinnen ermöglichte. Alles in allem schafften diese Verbindungen die Voraussetzungen für ein gesundes Wachstum. Die günstige Lage erklärte auch, weshalb es die zahlreichen Geschäfte, Banken, Industrieanlagen, Gastwirtschaften und Hotels gab.

Der Name „Szillen“ ist von „Bilas“ (litauisch = Heide) abgeleitet und bedeutet soviel wie Heideort. Das Dorf Schillen ist bei der Besiedlung der Wildnis entstanden. Wie aus einer um 1580 vorgenommenen Vermessung hervorgeht, gehörten zu dieser Zeit zu Schillen 90 1/2 Huben und 10 Morgen. Während es in diesem Ort zunächst nur Zinsbauern gab, kamen mit den Siedlern im 17. Jahrhundert „Kölmer“ ins Land, die den Grund und Boden als Eigentum erhielten. Mit der Inbesitznahme des Landes waren mitunter besondere Privilegien, wie die Bewirtschaftung von Krügen und Mühlen verbunden. Am 14. Januar 1613 wurde ein Krug mit 4 Huben Land an einen Wolff Günther zu kulmischem Recht verliehen. Dieser mußte für einen Huben 150 Mark, für das Krugrecht 100 Mark, zusammen also 700 Mark Kaufgeld zahlen und Abgaben leisten.

Mit dem Bau der Chausseen begann man um 1858. Vier große Straßen waren es, die auf Schillen zu gebaut wurden: von Breitenstein, Hohensalzburg, Ragnit und Tilsit bzw. Heinrichswalde. Später, etwa 1890, folgte eine Chaussee nach Kreuzingen (Skaisgirren). Die verkehrsmäßige Erschließung hat sich sehr zum Nutzen Schillens ausgewirkt.

Die alte, noch mit Stroh gedeckte Schule brannte im Jahre 1892 ab. Der Neubau enthielt in seinem nördlichen Teil Wohnungen für den Präzeptor Hoyer und zwei Lehrer, im südlichen Teil mit Vorbau vier Klassenzimmer und Wohnungen für Lehrerinnen. 1931 wurde der Vorbau um zwei Klassenräume erweitert. Eine Mittelschule wurde im Jahre 1939 im Hause des Kaufmanns Stechert eingerichtet.

Um 1895 wurde das 800 Morgen große Gut von Hildebrandt parzelliert. Es entstanden etwa 40 Grundstücke, durch deren Besiedlung die Bevölkerung Schillens sehr anwuchs. Insbesondere dadurch, daß die einzelnen Betriebe sich vergrößerten und die verschiedensten Erwerbszweige hinzukamen, erlebte das Wirtschaftsleben einen regen Aufschwung.

Mit Unterstützung der Raiffeisenkasse konnte Schillen in den Jahren 1910 bis 1911 elektrifiziert werden. Es wurde eine Elektrizitätsgenossenschaft gegründet, der Paul Kledtke vorstand. Von Schillen aus wurden auch die umliegenden Ortschaften mit elektrischem Strom versorgt. Die Elektrifizierung erleichterte die Einrichtung von Installations-, Maschinenbau- und anderen Werkstätten. Die Hausfrauen konnten in immer zahlreicher werdenden Einzelhandelsgeschäften einkaufen. Der Ort vergrößerte sich ständig. Zu Beginn des Jahres 1900 zählte Schillen zwischen 1200 und 1300 Einwohner, 1944, zum Zeitpunkt der Vertreibung, waren es über 2500.

Um 1928 wurden folgende Ortschaften eingemeindet: Gut Larischhofen (Ußainen), Kropien, Nettelhorst (Gurbischken) und Hochmooren (Ihlauszen). Der Ort Billen (Babilen) wurde — obwohl nicht eingemeindet — von Schillen mitverwaltet.

Bürgermeister August Bethke leitete die Geschicke Schillens von 1925 bis 1929 mit Umsicht und Tatkraft. Dank seiner Tüchtigkeit entstanden in seiner kurzen Amtszeit drei Achtfamilienhäuser, ein Zehnfamilienhaus, ein Vierfamilienhaus und das Bürgermeisteramtshaus (mit drei Wohnungen). Er schloß den Kauf eines Vierfamilienhauses mit dazugehörenden 15 Morgen Land ab und sorgte auch für die Anlage eines neuen Friedhofes mit einer Kapelle.

Von seinen Amtsnachfolgern August Gottschalk und Paul Zimmermann wurde das Aufbauwerk fortgesetzt. Es entstanden die Einfamilienhäuser an der Fichtenwalder Kiesstraße. Die Hauptstraße — vom Bahnübergang bis zum Ortsausgang nach Breitenstein — wurde neu gepflastert, die tief liegenden Wiesen zwischen der Ragniter und der Hohensalzbürger Straße drainiert und eine Kiesgrube zum Unterhalt der Gemeindestra-

Ben angekauft. In Gemeinschaftsarbeit bauten die Einwohner Schillens sogar einen modernen Sportplatz. Auf dem Gelände des alten Sportplatzes wurden etwa 20 neue Siedlungshäuser gebaut.

Ab 1942 übernahm Rudolf Peschel die Amtsgeschäfte des Bürgermeisters. Er hat mit seiner Gemeinde das unsagbare Los der Vertreibung geteilt.

Tusseinen (Tussainen)

Zwischen Ragnit und Ober-Eißeln, eingebettet in die parkähnliche, lichtdurchflutete Landschaft der Daubas liegt hoch über dem Memelstrom das ehemalige Rittergut Tusseinen, das sich mehrere Jahrhunderte im Besitz der Familie von Sanden befand. Vom Strom aus sah man nur das Herrenhaus aus dem Grün der Bäume lugen. Die Straße nach Ober-Eißeln gab den Blick frei auf die ausgedehnten Wirtschaftsgebäude, die Insthäuser, die Gutsgärtnerei, die Gutsschmiede und den Gutskrug.

Von der Jahrhundertwende an zerfiel der Großgrundbesitz nach und nach. Das Vorwerk Karlsberg wurde nach Unter-Eißeln verkauft. Der Staat erwarb den Schilliswald. Auf den Gemarkungen Tusseinen, Endruhnen und Traken entstanden Siedlerstellen. Der Familie von Sanden verblieb ein Grundbesitz von mehreren hundert Morgen, die Wiesen in Übermemel, Teile der Daubas, zwei Krüge und ein landwirtschaftlicher Betrieb in Ober-Eißeln.

Es entwickelte sich die Gemeinde Tusseinen, die insbesondere gekennzeichnet war durch bäuerliche Betriebe, Nebenerwerbssiedlungen, Handwerks- und Gewerbebetriebe. Auch gab es in diesem aufstrebenden Ort, der 1939 rund 500 Einwohner zählte, zwei Gastwirtschaften und eine mehrklassige Schule.

Trappen (Trappönen)

Über Tusseinen, Ober- und Unter-Eißeln hinaus haben wir das langgestreckte Kirchdorf Trappen noch weiter östlich von Ragnit zu suchen. Zwischen Strom und Forst gelegen, zählt es zu den reizvollsten Orten dieser Gegend. Erstmals wird Trappen Ende des 14. Jahrhunderts in den „Litauischen Wegeberichten“ erwähnt. Der Chronist des Deutschen Ordens bezeichnet diese Siedlung mit „Szemgallen“. Bei Goldbeck finden wir eine Beschreibung des Ortes aus dem Jahre 1789, in der es heißt: „Trappönen oder Szemgallen, königliches Bauerndorf und Sitz eines königlichen Forstamtes a. d. Memel, 52 Feuerstellen.“

Trappen war zum einen geprägt durch seine Landwirtschaft. 1939 existierten hier noch über 70 landwirtschaftliche Betriebe, deren Gesamtfläche nahezu 900 ha betrug.

Die 1095 Einwohner zählende Gemeinde wies aber auch ein vielschichtiges Gewerbe auf. Neben einer Ziegelei als dem größten gewerblichen Unternehmen gab es in Trappen eine Molkerei, zwei Sägewerke, vier Gastwirtschaften mit Kolonialwarenläden, zwei Tankstellen und eine Reihe von weiteren Einzelhandelsgeschäften und Handwerksbetrieben. Auch schlug der Wirtschaftszweig der Binnenschifffahrt zu Buche. 20 Schiffseigner waren hier zu Hause, die ihren Lebensunterhalt durch den Massenguttransport zu Wasser bestritten und die die Gemeindekasse erheblich aufbesserten. Für

diese Personen und ihre Frachtkähne war schon Anfang dieses Jahrhunderts ein Hafen gebaut worden, der von einem in Trappen stationierten Strommeister betreut wurde. Der Strom gab auch Fischern eine Existenz.

An behördlichen Einrichtungen gab es in diesem blühenden Dorf einen Polizeiposten, das Forstamt, das Zollamt, eine vierklassige Schule (1 Schifferklasse!) und eine Annahmestelle der Kreissparkasse.

Die im Ordensstil erbaute, 1905 eingeweihte Kirche war in Ost-West-Richtung angelegt. Im Kirchenschiff nahm besonders der reich bemalte Triumphbogen, der das eigentliche Kirchenschiff von dem Altarraum trennte, den Blick gefangen. Auf dem holzgeschnitzten Altar erhob sich ein drei Meter hoher Kruzifixus aus Holz. Bemerkenswert war auch das große Spitzbogenfenster hinter dem Altar mit den Darstellungen der Kreuzigung und Auferstehung Christi.

Blick auf Schmallingken



Waldheide (Schillehnen a. d. Memel)

Die nur 428 Einwohner zählende Gemeinde Waldheide war der nordöstlichste Ort des hier beschriebenen Gebietes an der unteren Memel. Mit der Rückkehr des Memellandes im Jahre 1939 hatte er eine Grenzübergangsstelle (von und nach Schmallingken) verloren. Der Grenzbaum nach Litauen diesseits der Memel blieb bestehen. Die landwirtschaftliche Lage in Waldheide war gekennzeichnet durch kleinbäuerliche Betriebe, deren Besitzer im Winter zusätzlich mit ihren Gespannen aus dem Memelwalder Forst Holz rückten und sich auch an der Holzabfuhr beteiligten. Auch war das Wasserbauamt für Saisonarbeiten sehr gefragt. Das Frühjahr sah die Männer bei der Herstellung der Faschinen, die für die Ufer- und Bühnenbefestigungen benötigt wurden. Stromregulierungsarbeiten wurden insbesondere im Sommer durchgeführt.

Der Grenzort Waldheide war Endstation der Postbuslinie Ragnit — Waldheide. Wer Waldheide kannte, war von der großen räumlichen Ausdehnung und der romantischen Lage beeindruckt. Die weit verstreuten Gehöfte wurden von der Memel, den Stromwiesen und dem großen Forst schützend in die Arme genommen. Es war eine kleine Welt, in der die hier lebenden Menschen während der längsten Zeit des Jahres tiefste Stille umging.

Schön war es, durch die tief liegenden Wiesen zur Memel zu wandern, an der Fähre zu verweilen und über den Strom zu dem auf mäßig hohem Ufer liegenden Grenzort Schmallengen hinüberzuschauen. Die in langer Reihe sich hinziehenden roten Häuserdächer, überragt von der hoch stehenden großen Kirche mit ihrer auffallend blauen Turmspitze, waren im Grün der Bäume halb versteckt. Aus einem kleinen Dörfchen hervorgegangen, dessen Einwohner sich hauptsächlich mit der Teerbrennerei beschäftigten (Smaleninkai = Teerbrenner), hatte er sich bald zu einem recht lebendigen Marktflecken und Umschlagplatz für den Handel mit Litauen und Rußland entwickelt.

Erinnerung an das ostpreußische Pferd

Das Heeres-Remonteamt NeuhoF-Ragnit

Wie kein anderes deutsches Pferd verkörperte das ostpreußische Warmblut mit seiner ranken Gestalt, seinen langen, schlanken Beinen, der breiten Brust, dem schön geschwungenen Hals und seinem zierlichen Kopf Adel und Schönheit. Es zeichnete sich durch Zähigkeit, Härte, Ausdauer und Genügsamkeit aus und stellte damit einen Pferdetypus dar, der den besonderen klimatischen Verhältnissen Ostpreußens in idealer Weise entsprach.

Es war der Tierliebe und Pferdeleidenschaft der ostpreußischen Gutsbesitzer und Züchter zuzuschreiben, daß solche herrlichen Geschöpfe in fortgesetzter Reinheit gesichert wurden. Der eigentliche Züchter aber war der kleine ostpreußische Bauer, der seine zwei bis drei Pferde hielt. Von ihm ließ sich der große Züchter und auch der Züchter mit einem kleineren Stutenbestand die Absatzfohlen liefern, um die Zahl ihres Fohlenjahrganges zu vervollständigen und dann später die richtige Anzahl Remonten liefern zu können.

So ist es nur zu verständlich, daß sich das ostpreußische Pferd ob seiner hervorstechenden Eigenschaften im In- und Ausland einer großen Beliebtheit erfreute. Der hervorragende Ruf dieses Warmblutes weckte aber auch das ganz besondere Interesse des Militärs.

In Ostpreußen gab es fünf Heeres-Remonteamter. Das Heeres-Remonteamt NeuhoF-Ragnit war mit seinen Gutsbetrieben das größte unter ihnen. Es lag ungefähr auf halber Wegstrecke zwischen Ragnit und Tilsit, inmitten einer reizvollen Landschaft. Das

Hauptgut NeuhoF-Ragnit und die Vorwerke Klein-NeuhoF und Kraken (Krakonischken) bildeten die Inspektion 1, der zuletzt Remonteamtsinspektor Goldmann vorstand. Zur Inspektion 2, die von meinem Schwiegervater, Remonteamtsobersinspektor Förster, geleitet wurde und dem ich eine Reihe detaillierter Angaben für diesen Bericht verdanke, gehörten die Vorwerke Schalau (Paskalwen) mit dem angegliederten Gut Girschunen, Damnitzhof (Gudgallen) und Heidenanger (Bambe). Von den 1 500 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche entfielen etwa 900 ha auf Ackerland und 600 ha auf Grünland, wovon ungefähr die Hälfte als Wiesen im großen Memelbogen zwischen GeorgenhoF und Ragnit lagen.

Welche Aufgabe hatten nun die Heeres-Remonteamter?

Alljährlich im Frühjahr wurden in der Presse Termine bekanntgegeben, zu denen Dreijährige für das Militär aufgekauft werden sollten. Die Züchter brachten ihre Pferde an die vereinbarten Orte und führten sie auf diesen Remontemärkten einer Remontierungskommission, die zumeist aus dem „Remontepäsidenten“, zwei Offizieren, einem Veterinär und dem Zahlmeister bestand, zur Musterung vor. Der Militärarzt untersuchte Augen und Gebiß, nahm die Hufe in Augenschein, stolzierte um das Pferd herum und musterte jede Stelle des Körpers genau. An der Trense wurde das Pferd dann vorgeführt, zuerst im Schritt, dann im Trab. Dabei beobachtete die Kommission insbesondere die Gangart. Nach der Musterung und Untersuchung wurde dann für die als tauglich befundenen Pferde sofort der endgültige Preis festgesetzt.



„Auf dem Prüfstand“

Diese Remonteankaufskommissionen suchten aber auch Güter auf. Für einen solchen Gutsbetrieb war der „Remontetag“ immer ein großes Erlebnis. Er brachte Abwechslung in das tägliche Einerlei, aber auch die Anerkennung der züchterischen Leistung des jeweiligen Besitzers, die nicht nur in ideeller Weise zu Buche schlug, sondern sich insbesondere in klingender Münze auszahlte. Schon Tage vorher wurden die Remonten besonders reichhaltig gefüttert, getränkt und solange gestriegelt, bis das Fell wie Seide glänzte. Sie wurden regelrecht „aufgeputzt“. Pferdepfleger schnitten den Tieren Schweif und Mähne und kämmt das Haar sorgfältig aus. Im Stall gab es ein Großreinemachen. Nach dem Ausmisten wurde frisches Stroh geschüttet, die Ställe durchgelüftet. Der Gutshof wurde gefegt und geharkt. Alles sollte den besten Eindruck vermitteln,

wenn die Kommission anrückte. Die zu einem guten Preis gekauften Pferde kamen dann in die Remonteämter, wo sie auf den Militärdienst vorbereitet wurden.

In Schalau standen immer zwischen 70 und 90, in Damnitzhof ungefähr 120 Remonten. Der Zweck der Übung im einzelnen war der, die aus verschiedenen Ställen kommenden Tiere an die Gemeinschaft mit anderen Pferden zu gewöhnen. Dazu wurden sie zu Gruppen von 20 Pferden in einem Stall untergebracht. In dieser Vorbereitungszeit fand auch die Durchseuchung statt. Darüber hinaus wurde die körperliche Entwicklung gefördert durch gleichmäßige Fütterung, Bewegung der Pferde in eigens dafür hergerichteten Bewegungsbahnen, Abhärtung und regelmäßige Hufpflege. Allein ein Viertel der in Ostpreußen aufgekauften Pferde stand im Heeres-Remonteamt Neuhof-Ragnit und den dazugehörigen Vorwerken.

Nach der einjährigen Vorbereitungszeit fand dann auf dem Amt die Remontemusterung statt, bei der schon über die Verwendung des Pferdes entschieden und die Verteilung vorgenommen wurde. Alljährlich im Sommer hieß es dann Abschied nehmen, wenn die Kommandos verschiedener Reiterregimenter aus der Provinz und aus dem Reich kamen, um die Remonten abzuholen.

Der landwirtschaftliche Betrieb gestaltete sich im großen und ganzen wie der einer Domäne. Angebaut wurden insbesondere Kartoffeln und Getreide (Hafer, Roggen, Weizen). Die Roggen- und Weizenerträge wurden verkauft, der Hafer diente den Remonten als Futter.



Dienstgebäude des Vorwerkes Schalau

Das Gras auf den ausgedehnten Memelwiesen wurde zweimal im Jahr gemäht. In Heidenanger führten diese Arbeit beispielsweise einzelne Bauern durch, denen von vornherein mit Pfählen abgesteckte Parzellen in der Größe von vier Morgen zugeteilt waren. Nach dem ersten Schnitt setzten sie das Heu dann in große Haufen auf, und zwar 10 Haufen pro Parzelle. Je zwei der Haufen wurden ihnen dann jeweils als Deputat von dem Inspektor des Remonteamtes zugeteilt, die sie sofort mit langen Büschen markieren mußten. Die verbleibenden acht Heuhaufen wurden von ihnen mit ihren Fuhrwerken in die zum Amt gehörende Feldscheune eingefahren. Von Schalau, Neuhof-Ragnit und Damnitzhof aus verbrachte man das Heu dann im Winter vierspännig mit großen Schlitten in die heimischen Ställe, wo es den Pferden als Rauhfutter diente. Von dem zweiten Schnitt (Grummet) erhielten die Bauern für die Fütterung ihres Milchviehs sechs bis acht Heuhaufen. Das verbleibende Heu kam dem Deputativvieh auf dem Hauptgut und auf den Vorwerken zugute.

Was die örtliche Lage und die damit im Winter und Frühjahr verbundenen Schwierigkeiten anbelangt, stellte das Vorwerk Kraken eine Besonderheit erster Güte dar. Es lag im Überschwemmungsgebiet der Lankaswiesen, dort wo die Memel durch den Rombinus in einem großen Bogen in Richtung Tilsit abgedrängt wurde. „Hier wohnten vier Instmannsfamilien“, so berichtet Remonteamtsinspektor Goldmann, „welche zur Bewirtschaftung und im Sommer zur Remontebetreuung ein gewisses Einsiedlerleben führten.“ Und der ehemalige Beamte fährt fort: „Sie bewohnten ein massives Mehrfamilienhaus, auf einem Hochkeller aufgestockt, um die Bewohner während einer Hochwasserperiode vor Schäden an Leib und Gut möglichst zu bewahren. Das Frühjahrshochwasser 1943 drang aber doch bis in die Wohnräume, da ein außergewöhnlich hoher Pegelstand herrschte.“

Das Deputativvieh wie Kühe, Schafe und Geflügel, aber auch ein Wirtschaftsgespann von vier Pferden wurden bei hohem Wasserstand und Eisgang auf dem Boden eines massiven Remontestalls untergebracht. Die Belegschaftsfamilien mußten sich schon vor Weihnachten mit einem erheblichen Vorrat des täglichen Bedarfs versehen. Diese so abseits wohnenden Familien waren ohnehin auf eine recht autarke Hauswirtschaft eingerichtet. Die Hauptnahrungsgüter kamen aus Hausschlachtung und eigener Milch- bzw. Butterversorgung und Brotbacken. Hühner deckten den täglichen Eierbedarf, und an Gänsen, Enten und Puten mangelte es auch nicht, um eine abwechslungsreiche Küche zu ermöglichen.

Stand das Hochwasser nicht höher als 50 bis 60 Zentimeter über dem Wiesengelände und dem Zufahrtsweg zum Hauptgut, war eine Verbindung mittels Gespann oder Schlepper noch möglich. Bei höherem Wasserstand ermöglichte ein Kahn, in den letzten Jahren mit Motor, einen Personen- und Versorgungsverkehr, zu dem auch die Überfahrt der schulpflichtigen Kinder zur amtseigenen Schule gehörte. In schweren Krankheitsfällen mußten auch Arzt und Hebamme diese Kahnpartie mitmachen. Fast drei Kilometer war die Strecke lang.“

Das Heeres-Remonteamt Neuhof-Ragnit wurde von Oberst Perl-Mückenberger geleitet. Der leitende landwirtschaftliche Beamte war Amtmann Stottmeister.

Ostpreußische Provinzialismen

Gesammelt und in Reime gebracht von einem ollen Ragniter

Neulich sagte Tante Rosa:
„Jungche, schabber doch nich Prosa,
mach davon mal ein Gedicht,
wie man an der Memel spricht;
sowas ist doch interessant
und auch noch nich so bekannt.“
Na, ich dacht, was kann da sein
und ging auf den Vorschlag ein.
Alphabetisch diese Sachen
aufzuführen, schlecht zu machen,
aber sonst wirts schon gelingen
alles passend anzubringen:
Beetenbartsch, gerührt mit Schmand
Glums mit Pierag, Fleck und Zandt
Schuppennes, Kischel und Kropfen
kann man sich den Bröch vollstopfen.
Bommche Kornus als magrietsch,
nennt man bramsig und nicht gnietsch. –
Gib e Buttschche mir, Marjelleche,
sei nicht glupsch und ohne Booß,
nach der Pirrt – e feines Stellche –
schwiewmschlaken wir beide los,
Muschkebad und Raderkuchen
hab ich alle Fuppen voll,
mag die Tante heesch sich puchen,
wir befrunscheln uns wie doll. –
Dammlig ist, wer sich will placken,
abmarrachen und plesacken,
wenn der Kunst von selber sprosst
und das Ferkel nicht vergnoßt; –
aber juchen, jackern, jibbern
und vor Schiß nicht immer bibbern,
das ist weise Lebensart,
die erhält und nicht bejaht. –
Wer will in der Welt bestehen,
darf nicht kraufen, der muß gehen,
selbst wenn er kabolske schießt
und die Bicksen sich begießt;
muß nicht nählen, lusern und rekeln,
wie so'n Differt rumschwensekeln,
Schlumske, Schlalos, Duschak, Griefke
prachern Dittchens sich zu Schniefke,
trinken Schemper und Alaus,

torkeln dann beschwiern nachhaus'. –
Kaddik, Kodder, Keilchen, Klunker,
Kobel, Kruschke, Kuckel, Kunter,
Knubbel, Klaterkamm und Knust,
keiweln, scheiweln ohne Pust. –
Luntruß, Lorbaß, Gnoß, Labommel,
Gnatzkopp, Gnabbel, Dojahn, Hommel,
ei, wie fein sich das doch reimt,
foorts mein Pegasus sich bäumt! –
Aber was sich reimt auf Schompel,
sag' ich nicht, das weißt du – selber.
Schlorren, Klumpen und Pasorren
sind gut auf dem Eis zu schorren,
sind noch die Pankoffkes dran,
zieh auch die Parresken an.
Moltworm, Hietschche und Barbuschke,
Pochel, Erpel und das Truschke,
Heister, Haaffke, Wabbel, Grandt
sind bekannt bei uns zulang'. –
Adebar und Anterminker,
Söffke nennt man einen Trinker;
armbastig sich mancher frißt,
das Plachandern er vergißt. –
Schwimmen lernt man auf Bunsucken,
auf dem Dumber Kirren hucken.
Alte Pferde nennt man Kraggen,
Mott und Mulvis muß man raggen,
Plurksch, Pastrana, Paudel, Penter,
Pisian, Pungel, Pläster, Wenter,
Fladen, Stritzel, Dulks und Dresch
und dazu die große Freß,
alles Sachen von Belang,
ebenso auch Tien und Drank.
Fähnkeführer und Fixnietel,
Onnossel kein schöner Titel,
Deiker, Racker, Subas, Mar,
Sprock, Spacheister, Spirgel, Plarr,
Spruddel, Seeger, Stooft, Sternicksel,
Wöppezagel, Wollm und Stiebsel,
Stüppel, Zurus, Burren, Ment,
Achthalber noch mancher kennt. –
Hubbrig, humplig, karsch, karäsing,
albern tu nie übermäßig;

Floom, Fladrusch und Fitzelband,
Lucht, Gramillje, Plautz und Wandt,
Kaul, Paludd, Kalus' und Modder,
Bäkler, Mauiken, Ilske, Zodder,
Schabbeln, Kurren, Borch, Schibbrien,
schlubbern, bubbern und Putschien,
Puiken, Poggen, Quappen, Schmoock,
Meirean und Pressolook.
Heringsbänd'ger, Kobbelschuster,
Reepschläger und Knüppelpuster,
Porratz, Pracher und Wengtiener,
Paslack ist vom Knecht ein Diener,
ututu heißt mollig warm,

schließlich nenn' ich auch noch Zarm.
Und damit ist's denn auch Schluß, –
jeder Anfang enden muß. –
Wer noch weit'res bringen kann,
hänge ruhig noch was an,
denn ich wäre nicht verwundert,
noch zu hören ein'ge hundert! –
Wessen Sinn intolerant,
nicht „Geschmack“ an „sowas“ fand;
klingt es aber an mein Ohr,
zaubert's mir die Heimat vor, –
wenn ich lang' sie auch nicht sah,
dadurch ist sie stets mir nah! –

(Entnommen: „Memelheimat“, Wochen-
beilage der Kreiszeitung Tilsit-Ragnit,
9. August 1931)



Weit geht der Blick über die grüne Ebene:
Das Memeltal bei Ober-Eißeln, im Hintergrund Ragnit

Ober-Eißeln stand hoch im Kurs

Ober-Eißeln ist schön im Frühling, berauschend im Sommer, hinreißend im Herbst, wenn ein weiter Himmel voll strahlender Klarheit und leuchtender Ferne sich über Wasser und Wald, über Acker und Wiese spannt. Und Ober-Eißeln ist schön im Winter. Seine besondere geographische Lage gibt dem Ort noch einen wirklichen Winter, gibt ihm schneeige Felder und Hügel, gibt ihm starkes, glitzerndes Eis über Seen und Fluß.

Die anmutige Landschaft um Ober-Eißeln, die sich ihren ursprünglichen Charakter mit weitem Urstromtal, mit Höhenzug und steilen Uferhängen weitgehend erhalten hat, konnte mit dem Dampfer auf dem Memelstrom, mit der Kraftpost auf Chausseen aus verschiedenen Richtungen oder aber auf Schusters Rappen durch die romantische Daubas erreicht werden.

Seit langer Zeit war dieser 400 Seelen zählende Ort ein bevorzugtes Ausflugsziel. Der „Ober-Eißeler Garten“ umfaßte ein großes Terrain, zu dem das beliebte Gasthaus von Schober einschließlich des Kaffeegartens mit seinen 12 Meter hohen Tannenspyramiden, den schönen Nußhecken und der unter Naturschutz stehende 100 Morgen große Park mit seinen schattigen, wohlgepflegten Laubengängen gehörte.

Gerhard Kurras beschreibt diese gastliche Stätte wie folgt: „Vor mehr als 100 Jahren hatte der damalige Baron von Sanden-Tusseinen als früherer Grundeigentümer hier ein Jagdschloß errichten und diesen großzügigen Park anlegen lassen.“

Zu Beginn dieses Jahrhunderts wurde dieses herrliche Fleckchen Erde von den Eheleuten Gustav Schober erworben, die bisher Pächter des Dorfkruges waren. Diente das Jagdschloß des Freiherrn einst seinen vornehmen Gästen als Vergnügungsstätte, so wurde es nun von Herrn Schober zur gastlichen Stätte für jedermann umgebaut und mit einem neuen Saalbau erweitert. Die Zahl der erholungsuchenden Gäste nahm ständig zu. Besucher aus dem Reich waren keine Seltenheit. Das geschäftliche Unternehmen der Eheleute Schober nahm einen ungeahnten Aufschwung. Der große, geräumige Saal diente sowohl regelmäßigen Tanzvergnügen als auch gelegentlichen Vorführungen des Grenzlandtheaters Tilsit. An warmen Sommerabenden drehten sich die Paare auf offenem Parkett unter freiem Himmel nach Walzerklängen, die von einer kleinen Besetzung aus einem nahen Pavillon ertönten. Reisegesellschaften, die mit Omnibussen eintrafen, hatten ebensowenig Grund zur Klage, vernachlässigt zu werden, wie die aus der Kreisstadt oftmals wein- oder kornselig eingeschlummerten Geschäftsleute. Für letztere bot sich eine ausreichende Übernachtungsmöglichkeit an, während die Reisegesellschaft mit Kaffee und Kuchen dank eines einsatzfreudigen Personals bestens bewirtet wurde. Dieser herrliche Betrieb der tüchtigen Gastwirtsleute Schober ging später auf ihren Sohn Karl über. Unter seiner Anleitung wurde das als Hotel dienende Gasthaus zeitgemäß renoviert und teilweise neu eingerichtet.

Bald darauf heiratete er. An ruhigen Abenden sah man ihn auf dem großen, dem Park und der Memelniederung zugewandten Balkon mit seiner jungen, charmanten Frau, den Regungen des Wildes und der Natur lauschend, als sei es auch für sie kein alltägliches Erlebnis.“

Es ist überliefert, daß der hier erwähnte Park von einem französischen Soldaten angelegt worden ist, der nach dem russischen Winterfeldzug Napoleons 1813 in Ober-Eißeln verwundet zurückblieb und von der Familie von Sanden gesundgepflegt

wurde. Aus Dankbarkeit gestaltete er die Anlage nach dem Vorbild von Versailles an der Stelle, an der der Ausblick auf die Memel am schönsten war. Von den ältesten Bäumen sind die 600jährige Linde vor dem Gasthaus und die Zitterpappel nahe des Bismarckturmes hervorzuheben. Der Umfang dieser Naturdenkmäler betrug in einem Meter Höhe 7,50 Meter.

Der auf dem 68 Meter hohen Signalberg im Jahre 1912 erbaute massig-kantige Bismarckturm war eine weitere Sehenswürdigkeit Ober-Eißelns. Die Aussicht von seinem Umgang bot dem Natur- und Wanderfreund jene ländliche Idylle, die den Alltag vergessen ließ. Von diesem Logenplatz konnte er alles überblicken: Im Norden breiteten sich die waldblauen Hügel des Willkischker Höhenzuges mit dem Kapellenberg bis hin in weite Fernen.

Im Westen fingen die mit blinkendem Wasser belebten Niederungswiesen zu beiden Seiten des glänzenden Stromes den Blick sanft ein.

Bei klarer Sicht sah man das wuchtige Geviert des Ordenshauses Ragnit und die Industrieanlagen der Zellstofffabrik. Dahinter, auf der anderen Seite des Stromes, setzte sich der sagenumwobene Rombinus in Szene. Tief unten auf der Memelzogen Schleppkähne unendlich langsam ihre Bahn. Ein weißer Raddampfer verhielt an der Anlegestelle. Die Ausflügler aus Tilsit und Ragnit blickten mit einem Stoßseufzer auf die 156 Stufen der großen Steintreppe, die es nun zu bewältigen galt. Die terrassenförmige Anlage dieses Bauwerkes und die schattenspendenden Lebensbäume, die es einrahmten, machten den Aufstieg zum Park dann aber doch erträglich. Die behagliche Rast und der prächtige Ausblick entschädigten einen in vielfältiger Weise.

Nach Süden wanderte das Auge über das sanft abfallende Land. Weite Kornfelder, große Ackerflächen, grüne Wiesen, umzäunte Weideplätze mit schwarz-weißem Herdbuchvieh waren die Kennzeichen der hier beginnenden nordostpreußischen Ebene. Da lagen auf freien Fluren die zu den Gütern gehörenden weiten Scheunen und Stallungen und die behäbigen Höfe der Bauern. Die arbeitsame Landbevölkerung hing mit großer Liebe an diesem Land, das deutscher Pflug und Spaten der Wildnis einst abgerungen hatten. Der milde Boden war fruchtbar und für die Ackerwirtschaft günstig. Ausdauer und praktischer Verstand hatten die Landwirtschaft hier zu hoher Blüte gebracht.

Im Osten grüßten die Forsten Jura, Wischwill, Trappen und Memelwalde, die fern, irgendwo an der Grenze, mit dem Himmel zusammenflossen. Der Vordergrund wurde ausgefüllt mit der Unter-Eißeler Heide, der Putschienis, wie sie in früheren Jahren genannt wurde. Diese einzigartige Dünenlandschaft war vorzugsweise belebt mit Kiefern, aber auch Birken und Wacholder gehörten zum Bewuchs.

Es war dies der schönste Rundblick, der sich einem von dieser Stelle eröffnete. Man mußte für die Schönheit nordostpreußischer Landschaft schon ein gewisses Verständnis haben, ehe man den besonderen Reiz solcher Bilder von großartiger Weiträumigkeit nachempfinden konnte.

Auf dem Lande — Bauern und Gutsbesitzer dienten Ostpreußen

Es war der Boden Ostpreußens, der die Grundlage seiner Wirtschaftskraft bildete. Von der gesamten Bodenfläche Ostpreußens (3690000 ha) sind fast sieben Zehntel (2516000 ha) in diesem Land landwirtschaftliche Nutzfläche gewesen. So nimmt es nicht wunder, daß die Wirtschaft dieser Provinz von der Land- und Forstwirtschaft sowie der Verteilung ihrer Produkte geprägt war. Das Studium der statistischen Jahrbücher macht deutlich, daß die Landwirtschaft erhebliche Überschüsse erzielte. Ostpreußen lieferte große Mengen an Brotgetreide, Fleisch, Butter, Speck, Fett, Eiern und Käse ins Reich. Die Hauptversorgungsgebiete mit ostpreußischem Schlachtvieh waren Berlin, Sachsen und das Rhein-Ruhr-Gebiet. Außer der gesamten eigenen Bevölkerung (rund 2,5 Millionen) ernährte Ostpreußen weitere 2,5 Millionen Menschen.

Es widerspricht den tatsächlichen Gegebenheiten, wenn Ostpreußen gelegentlich als ein Land des Großagrarierturns bezeichnet wird. Natürlich gab es hier auch Großgrundbesitz. In Wirklichkeit war Ostpreußen jedoch eines der typischen deutschen Bauernländer.

Auch das Wirtschaftsleben des Landes an der Memel wurde weitgehend von der Landwirtschaft bestimmt. „Das Landschaftsbild des nördlichen Ostpreußen“, so schreibt Dr. Kirrinnis, „wurde im wesentlichen durch den Wechsel der Getreidefelder, der Wiesen und Weiden bestimmt, ebenso durch die verschiedenen Formen der Siedlungen, gleich ob man auf die Marktorte, die Kirchdörfer, die Dörfer überhaupt oder auf die zahlreichen Abbauten das Augenmerk richtete. Für das Landschaftsbild des Ragniter Kreises waren die Flurzusammenlegungen im 19. Jahrhundert und die Entstehung der Einzelhöfe, der „Ausbauten“, entscheidend. Die Separation hatte zum Ziel, das Land jedes Bauern in möglichst wenigen Flurstücken zusammenzufassen, damit lange Anfahrten zur Bearbeitung dieser Areale entfielen. Dadurch wurde die frühere Dreifelderwirtschaft verbessert, die Felder möglichst in einen Block zusammengefaßt, Bauern aus dem Dorfe herausgelöst und ihre Höfe in die Mitte dieser Flächen gesetzt. So sah man zu unserer Zeit überall die hinter Baumgruppen halb versteckten Einzelhöfe. Der Vorgang des Ausbaus lag also rund 100 Jahre zurück. Er war aber häufig fast ganz in Vergessenheit geraten, und es hatte sich sogar die Ansicht herausgebildet, der Einzelhof entspräche dem Charakter des ostpreußischen Bauern, ja er bevorzuge, auf seiner Scholle möglichst einsam zu leben. Vor rund 150 Jahren aber wohnte er noch im Dorf, das sich gerade durch diese Ausbauten entscheidend geändert hat. Zwar blieben einige Bauern noch dort mit ihren Handwerkern und Landwirten mit wenig Grund und Boden. Zum Dorf gehörte auch der Gastwirt, der mitunter noch einen Kramladen betrieb. Um die Bedeutung des Bauernstandes zu erkennen, mußte man durch die Fluren wandern. Dabei erwiesen sich die Gemarkungen keineswegs als einförmig, so man zu sehen verstand, und insgesamt wechselten Güter, auch Vorwerke, mit den Abbauten und kleineren Straßen- oder Angerdörfern. Die Bauerngehöfte waren gewöhnlich Vierseitshöfe, bei denen Wohnhaus, Stall und Scheune getrennt waren. Das alte Bauernhaus aus Holz, ebenso die Stallungen, waren weitgehendst durch den Ziegelbau verdrängt worden, während die Scheune aus Holz ausgeführt war. Dazu kamen zahlreiche Siedlerstellen, wo Güter aufgeteilt worden waren.“

Von der Wohnbevölkerung des Kreises Tilsit-Ragnit (1939 = 114585 Köpfe, von denen 112657 ständig im Kreisgebiet wohnten) gehörten 32387 oder 28,7 v. H. zur landwirtschaftlichen Bevölkerung. In der Gesamtstruktur der Landwirtschaft herrschte 1939 bei weitem der bäuerliche Besitz vor. Wie aus der nachstehenden Übersicht deutlich wird, machte das eigentliche Bauerntum mit einer Bodenfläche von fünf bis einhundert Hektar fast fünf Neuntel der Betriebe aus (nach Dr. Kirrinnis):

Flächengröße	Zahl der Betriebe	in v. H. der Gesamtzahl der Betriebe
0,5 — unter 5 ha	2785	43,5
5 — unter 20 ha	2713	42,42
20 — unter 50 ha	600	9,4
50 — unter 100 ha	166	2,6
100 — unter 200 ha	91	1,4
200 — unter 500 ha	31	0,47
über 500 ha	7	0,11
insgesamt an Betrieben	6393	100,0

Den größten Anteil an der landwirtschaftlichen Nutzfläche hatten

Dauerweide	mit 19881 ha
Futtergetreide	mit 17823 ha
Klee und Luzerne	mit 14668 ha
Brotgetreide	mit 14662 ha

Die hohen Anteile an Grünland und Futtergetreide sicherten neben einer starken Pferdezucht eine bedeutende Rindviehhaltung. Die im Jahre 1938 vorhandenen Viehbestände gliedern sich wie folgt auf (nach Dr. Kirrinnis):

Pferde insgesamt	19029
davon über drei Jahre alt	13087
Rindvieh insgesamt	51449
davon Milchkühe	26686
Schweine	74047
Schafe	2119
Ziegen	638
Geflügel	267100

Ein ganz anderes Bild der Viehhaltung ergibt sich nach den Erhebungen von 1930. Danach belief sich der Bestand der Pferde auf 15459, der der Rinder auf 43307 und der der Schweine auf 56325. Diese Gegenüberstellung zeigt deutlich, daß sich die Viehhaltung in acht Jahren erheblich weiterentwickelt hat.

Die landwirtschaftlichen Verhältnisse an der unteren Memel wurden durch die Bodenart grundlegend beeinflusst. Während das Gebiet um Weidenau (Pokraken) einen ausgesprochenen Niederungscharakter aufwies, herrschte auf den Lengwether und Kraupischker Höhen sowie um Neusiedel (Naujeningken) und Rautenberg der schwere Lehm vor. Am Memelstrom bis hin zur Grenze und zum Teil am Ostfluß fand sich leichter Boden. In den Tälern der Tilse, der Arge wie auch an der Memel von Unter-Eißeln ab bis Tilsit gab es die fruchtbarsten Böden.

**Die wirtschaftliche Situation eines Bauernhofes
(nach Matthias Hofer)**

	Futterbaubetrieb von 30 ha l. N. Kreis Tilsit-Ragnit 1934 /35 bis 1937 /38
Anbau:	
Getreide und Hülsenfrüchte	12 ha
Hackfrüchte	2 ha
Ackerfutter, Wiesen und Weiden	15 ha
Deputatland, Gärten	1 ha
	insgesamt: 30 ha
Viehbestand:	
Arbeitspferde	4
Fohlen	2
Kühe	8—9
Jungvieh	10—11
Schweine	10—11
Erträge:	
Futterfläche für ein Stück Großvieh	0,81 ha
Getreideertrag	21,5 dz/ha
Kartoffelertrag	182 dz/ha
Milchertrag je Kuh und Jahr	3290 kg
Geldeinnahme	7620 RM
Geldausgabe	4950 RM
für Schuldzins und Tilgung	
Altenteil, privat und Investitionen (Einkommen)	3360 RM

Entnommen: „Der Kreis Tilsit-Ragnit“,
Holzner Verlag, Würzburg 1971

Über das vorstehende allgemeine Beispiel hinaus wollen wir uns nun noch dem Speziellen zuwenden. Einige wenige landwirtschaftliche Betriebe sollen hier skizziert werden. Allerdings muß deren Beschreibung allein schon aus Raumgründen begrenzt werden. Es darf beim Leser sicher Verständnis dafür vorausgesetzt werden, daß nicht alle Grundbesitzer genannt werden können. Die Nichterwähnung mindert nicht deren hervorragende Leistungen auf landwirtschaftlichem oder pferdezüchterischem Gebiet.

Das an der Reichsstraße 132, unweit des westlichen Ortseinganges von Ragnit gelegene Gut *Althof-Ragnit* gehörte zu den ältesten Domänengütern in dem Gebiet an der unteren Memel. Johann Friedrich Domhardt, der spätere verdienstvolle Oberpräsident, hat diesen Betrieb im 18. Jahrhundert nicht nur zu großer landwirtschaftlicher Blüte geführt, sondern er ließ sich ganz besonders die Zucht edler Pferde angelegen sein. Nachdem die Besitzverhältnisse im Laufe der Zeit wiederholt gewechselt hatten, wurden 1818 „zwei Abschnitte Althof“ gemeinschaftlich von Ludwig Mack, Gottlieb Pichler und Jakob Elessor zu den Rechten eines Rittergutes erworben. Vermutlich seit 1836 hat die Familie Mack auch den „dritten Abschnitt“ hinzugekauft, nachdem 1827 die beiden ersten „Abschnitte“ auch schon in ihren alleinigen Besitz übergegangen waren. Einschließlich des ausgedehnten Wiesengeländes an der Memel war der Besitz rund 400 Hektar groß. Insbesondere war das Gut Althof-Ragnit auch in unserer Zeit bekannt durch seine Pferde, die einen leichten Gang hatten. Herrliche Schimmel gediehen in diesem Musterbetrieb.

Das auf dem nördlichen Ufer der Memel liegende Rittergut *Schreitlaugken* befand sich bereits seit Anfang des 19. Jahrhunderts im Besitz der Familie von Dreßler. Der letzte Besitzer, Konrad von Dreßler, konnte aus dem Gutsbetrieb, der im Verlaufe der Jahrhunderte durch Unglücksfälle und schwere Krisen wiederholt am Rande des Ruins gestanden hatte, wieder ein blühendes landwirtschaftliches Unternehmen machen. Die dort gezüchteten Pferde verkörperten Adel und Schönheit und zeichneten sich durch einen schönen Gang, durch Genügsamkeit in der Ernährung und Härte aus. Das Gestüt hat über Generationen leistungsfähige Armeepferde geliefert.

Die Windturbine war einst das weithin sichtbare Wahrzeichen von *Sommerau*. Das 685 Hektar große Rittergut Sommerau, zwischen Ragnit und Schillen gelegen, ging nach mehrfachem Pächterwechsel schließlich 1831 auf die Familie von Sperber über. Der letzte Besitzer war Wolf-Wendelin von Sperber. Er konnte den Besitz auf einen hohen Kulturstand bringen und den Reinertrag im letzten Wirtschaftsjahr vor der Vertreibung auf ca. 50000 RM steigern. In Sommerau standen 120 Kühe.

Moulinen, seit 1729 Domäne, kam 1779 in den Familienbesitz der Familie Schlenther. Der Gutsbetrieb umfaßte 810 Hektar (120 ha Wald eingeschlossen). Zu Moulinen gehörten die Vorwerke Neu- und Klein-Moulinen sowie Karpotschen. Gerade die Gegend zwischen Ragnit und der Inster mit ihrer hohen Lage und dem etwas rauhen Klima war die rechte Heimat einer Pferdezucht mit gesteigerten Ansprüchen in bezug auf Abhärtung. So wurde auch in Moulinen die Pferdezucht groß geschrieben. Soldatenpferde aus diesem Stall erfreuten sich eines guten Rufes.

Das Gut *Lenken*, ebenfalls hervorgegangen aus einer königlichen Domäne, befand sich seit 1815 im Besitz der Familie von Sperber. Der auf dem rechten Ufer des Ostflusses gelegene, rund 500 ha große Betrieb, bestand zu gleichen Teilen aus Acker, Wiesen und Weiden sowie Wald. Wegen des leichten Bodens wurde in der Landwirtschaft der Kartoffelanbau bevorzugt. Der Pferdezucht widmete H. von Sperber seine größte

Aufmerksamkeit. Die aus diesem Gutsbetrieb hervorgegangenen Pferde gehörten zur Spitzenklasse der ostpreußischen Pferdezucht. Weit über 100 Hengste als Beschäler wurden in den letzten Jahren von hier gestellt. Auf der linken Hinterhand dieser edlen Geschöpfe prangte die doppelte Elchschaufel (Trakehner Brand), die rechte Hinterhand zierte der Privatbrand: ein S mit senkrechtem Pfeil. Selbst im Ausland wurde diesem Pferdetypus ein außerordentlich reges Interesse entgegengebracht. So wurde einmal eine Expedition, welche die ostpreußische Züchtervereinigung mit vier Pferden aus dem Besitz des Herrn von Sperber in Lenken zur Beschickung einer internationalen Tieraussstellung in Madrid unternommen hatte, von einem schönen Erfolg gekrönt. Zwei der ausgestellten Stuten erhielten erste Preise. Drei Stuten wurden für das staatliche Gestüt Tirez in Andalusien angekauft. Die vierte, die Schimmelstute „Rega“, verblieb in Madrid.

Weitere Namen von Grundbesitzern sind uns in Erinnerung, die für ihre Pferdeleidenschaft und die Leistungen in diesem Bereich bekannt waren: von Sperber, Gerlinden; Kaeswurm, Kindschen; Werthmann, Altenkirch; Haasler, Burkanthen; Gusovius, Riet-hof (Berneiten); Bender, Großschenken (Lenkonischken); Petereit, Böttchershof; Tummescheit, Balzerhöfen.

Im Reich der großen Wälder — Zu Besuch in einem Forsthaus

Recht einsam lag die Revierförsterei Tulpeningen (Tulpeningken). Sie schmiegte sich an den südlichen Waldessaum des nahezu 7000 Hektar großen Memelwalder Forstes, der sich flach eingebettet zwischen dem Memelstrom und dem viel gewundenen Lauf des Ostflusses erstreckte. Nur an den Rändern dieses großen Waldgebietes und entlang der Flußläufe hatten sich Wohnsiedlungen gebildet. Von Wald und Fluß umrahmt, führten diese oft nicht weit voneinander entfernt liegenden Walddörfer ein friedliches und verträumtes Dasein. Ähnlich war es mit den zum Amtsbereich des Forstamtes Memelwalde gehörenden Revierförstereien. Sie lagen ebenfalls an der Peripherie des Waldes: Das Forstamt im Norden, jenseits der Straße Trappen/Waldheide auf dem idyllischen Hochufer des Memeltales, ebenfalls im Norden die Revierförstereien Schönbrück und Wolfswinkel, im Nordosten, direkt an der Fahrstraße Waldheide/Tulpeningen die Revierförsterei Grenzwald und unmittelbar an der Südgrenze des Forstes außer der Revierförsterei Tulpeningen die Revierförstereien Königsfeld, Lubenwalde und Bönick.

Das zur Revierförsterei Tulpeningen gehörende Dienstgebäude war teilweise mit Holz verkleidet. Die Fenster der Vorderfront schauten über einen sorgsam angelegten Garten hinaus auf das zur Försterei gehörende Dienstland. Auf dieser Seite des Hauses war die Luft angefüllt mit angenehmen Gerüchen, den würzigen der Mohrrüben und Gurken, den durchdringenden von Kohl, Zwiebeln und Majoran. Darein mischte sich der liebliche Duft eines ganzen Meeres von Sommerblumen. Wie Riesen nahmen sich die Sonnenblumen aus, die dem Sonnenlicht ihre goldgelben und braunen Gesichter entgegenreckten.

In das gemütliche und wohnliche Hausinnere gelangte man durch eine hochgelegene Holzveranda. Mittelpunkt des beruflichen Lebens, aber auch der besinnlichen Stunde war das Arbeitszimmer des Revierförsters. Die Wände zierten Bilder mit Jagdmotiven. Geweihe von kapitalen Hirschen, Rehgehörne und ausgestopfte Vögel bildeten den weiteren Wandschmuck. Ein imposanter Bücherschrank, der auserlesene Werke der Jagdliteratur barg, ein eichener Holztisch, dahinter das Ledersofa, ein Schreibtisch mit allerlei Schnitzwerk und einige hochlehnige Stühle bildeten die Einrichtung, die durch einen mehrflamigen Kronleuchter mit starken, dekorativen Rothirschstangen vervollständigt wurde. Der Raum machte einen überaus anheimelnden Eindruck. Aus ihm führten zwei Türen, die eine zur großen Wohnstube, in der auch die Mahlzeiten eingenommen wurden, und die andere zum Flur hinaus. Dieser barg außer der aus Hirschstangen gearbeiteten Garderobe auch den Gewehrschrank und war mit Gehörnen und Geweihen genauso ausgekleidet wie das Arbeitszimmer.

Hier waren sie ein- und ausgegangen, die Grünröcke mit ihren frischen Gesichtern und den ruhigen, freundlich und scharf zugleich blickenden Augen, die Jagdgäste, hohe Regierungsbeamte, Vorgesetzte vom Landesforstamt in Gumbinnen oder Jagdfreunde des Revierförsters. Sie waren immer etwas Besonderes, diese Besuche: Sie füllten das sonst so ruhige Haus mit Spannung und Neugier, die Stuben und Flure mit den Stimmen fröhlicher Männer. Der Hof erlebte das große Hallo des Aufbruchs und der Heimkehr. Hier tappten der Haumeister und so mancher Waldarbeiter mit ihren schweren Stiefeln die knarrenden Stiegen hinauf.

Stattliche Stallungen, eine langgestreckte Scheune und mehrere Nebengebäude umgaben den geräumigen Hofplatz, der hinter dem Haus aus dem Wald geschlagen war. Von einem der Wirtschaftsgebäude aus sah man den Giebel der Scheune, die zu dem unweit entfernt liegenden Gehöft gehörte. Sonst weit herum kein Haus, kein Hof. Jenseits des Kleeschlages grüßte der Hochwald herüber, und an der Nord- und Ostseite rückten die Fichten fast bis an den Hofzaun heran. Tag und Nacht, Sommer und Winter ging ihr Rauschen wie Gesang über Mensch und Tier. Selten kamen die Wipfel ganz zur Ruhe; nur an heißen Sommertagen wurde das Singen der dunkelgrünen Nadeln so leise, daß man auch das vielstimmige Lied der scheuesten Singvögel beglückt vernahm.

Revierförster N. führte hier sein Regiment, kraftvoll, gewissenhaft und voller Leidenschaft. Er war ein honoriger Forstmann, ein Original von seltener Schlagfertigkeit, ein wirklicher Jäger und Hundeführer. Eher klein zu nennen, war er jedoch von drahtiger Gestalt. Seine dunklen Augen blitzten vor Emsigkeit. Er sah aus wie ein Mann, der immer etwas zu tun hat, das seine ganze Aufmerksamkeit verlangt. Bei seinen Bonmots strich er sich stets effekthascherisch über seinen schwarzen Schnauzer, nachdem er sich in einer unnachahmlichen Art zuvor den Rauch der Zigarette geräuschvoll in die Lungen geblasen hatte.

Bei ihm erlernte ich die Anfangsgründe des jagdlichen Handwerks, und er war es, der mich in den Forstberuf einführte, dessen besondere Pflichten, wie er immer sagte, es täglich von einem abverlangen, sich als Mensch unter Beweis zu stellen. Er machte mich vertraut mit den Geheimnissen der Natur und verhalf mir dazu, die Fähigkeit zu entwickeln, lauschen, hören, sehen zu können und Geduld aufzubringen, mich für eine Sache einzusetzen und zu begeistern, aber auch auf der ersten Sprosse des beruflichen Werdeganges dankbar zu sein für den Vorzug, Gottes Schöpfung, Wald und Feld und wildlebende Tiere erleben und ihnen nahe sein zu dürfen. Er, der als Hegger, waidgerech-

ter Jäger und Diener am Waidwerk schon seinen Mann gestanden hatte, weckte in mir das Bewußtsein, die Prinzipien deutscher Waidgerechtigkeit zu achten.

Während ich dieses schreibe, gewinnen die Träume der Erinnerung an die unvergessenen Stunden immer lebhafter an Gestalt.

Ich lasse mich einfangen von dem Zauber des Schnepfenstrichs im Frühjahr. Auch den roten Böcken im Sommer und dem Auftakt der Herbstjagden „Hurra, die Enten!“ gilt mein Gedenken. Ich folge mit geschärften Sinnen der Fährte von Schwarzwild, sehe eine Rotte Sauen auf grünem Gestell im Gebräch stehen, vernehme das helle Kreischen eines Frischlings und das wütende Blasen der Bache. Das Herz schlägt schneller bei dem Gedanken an die Suchjagden auf Hühner und die Treibjagden „Hoas up, Hoas up!“ an herrlichen stillen Wintertagen.

Ein bestimmter Herbsttag steht ganz deutlich vor mir. Die Sonne hatte ihre warmen Strahlen noch einmal über das Land verströmt. Nun war sie niedergegangen, und nur ein schwaches Rot leuchtete durch den Dunstschleier, als der Förster mit seinem Jagdgast hinter dem Forsthaus auf dem sandigen Weg dem Wald zustapften.

Wo vor kurzem noch der Roggen stand, gähnte jetzt ein leerer Acker. Von dem Kartoffelschlag zogen weißgelbliche Schwaden auf das Haus zu. Dort peserte und qualmte ein Kartoffelkrauthaufen, und nicht nur ein paar Lorbasse aus dem Dorf, sondern auch die Söhne meines Lehrherrn erinnerten sich daran, daß die im Feuer gerösteten Kartoffeln viel besser schmeckten als die aus Mutters Tiegel. Am Himmel zog ein Krähenschwarm hinüber zu dem schmalen Streifen, wo noch eine Nachlese zu halten war unter dem, was Josef beim Einholen der Rüben verloren hatte. Die Luft war gesättigt von dem herben Erdgeruch der frisch gepflügten Winterfurche und dem Duft des abgestorbenen Grases auf der Wiese, die als Grummet gemäht worden war und nun langsam welkte und trocknete. Auf dem letzten Feld kündete zartes Grün von dem Bemühen des Försters, vor der Neubestellung dem Boden noch möglichst viele Nährstoffe auf natürliche Weise zuzuführen. Sie war klein, aber so vertraut, diese Landschaft. Ein unvergessenes Bild abendlichen Friedens.

Und dann das tiefe und weiße Schweigen, in dem der Wald im Winter ruhte. Die heilige Ruhe dieser glitzernden kalten Herrlichkeit allein schon brachte inneren Frieden. Wenn draußen alles grau in grau zerfloß und die Dämmerung die Konturen aller Gegenstände in der Stube weicher werden ließ, wenn dicke Schneeflocken in Wasserbahnen an den Fenstern herabließen, dann tat sich eine andere Wunderwelt auf. Es war die selige Welt der häuslichen Winterabende, an denen die Familien der Forstbeamten zur Schummerstunde näher zusammenrückten. Das Feuer brannte im Kachelofen, der Hund winselte im Traum, alles war warm und heimelig. Viele fleißige Hände waren am Werk. Während die Frauen strickten, stickten, wirkten, ja vereinzelt noch webten, fertigten die Männer Gebrauchsgegenstände für Haus und Hof. Revierförster N. war ein Künstler im Schnitzen von Kronleuchtern, wozu ihm als Material die Abwurfstangen des Hirsches dienten.

Die große Ausstrahlung dieses Naturparadieses und die Herzlichkeit und Güte der mir liebgewordenen Menschen klingen in mir heute noch nach. Es ist die beseligende Kraft der Heimat, die ich verspüre.

Blick in ein verschlossenes Land

Das nördliche Ostpreußen ist nach dem zweiten Weltkrieg — unter grober Verletzung der geltenden Normen des Völkerrechts — in den Herrschaftsbereich der Sowjetunion einbezogen worden. Vom Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR wurden durch Anordnungen vom 7. April, 2. Juli und 25. Dezember 1946 die Verhältnisse im nördlichen Ostpreußen neu geregelt. Aus dem Territorium der Stadt Königsberg und der umliegenden Rayons wurde das „Königsberger Gebiet“ gebildet und als solches in den Bestand der Russischen Föderativen Sozialistischen Sowjetrepublik eingefügt. Die Städte Ostpreußens erhielten russische Ortsnamen. Durch Änderung der russischen Verfassung vom 25. Februar 1947 wurde das in „Kaliningrad“ umbenannte „Königsberger Gebiet“ zur Verwaltungseinheit der Russischen Föderativen Sozialistischen Sowjetrepublik erklärt („Kaliningradskaja Oblast“). Das Memelgebiet wurde der SSR Litauen zugeschlagen.

Zuvor waren die nicht geflohenen Deutschen vertrieben worden. Die Massenaustreibung der ostpreußischen Bevölkerung verstößt gegen die von der Völkerrechtsgemeinschaft zum Prinzip erhobenen Menschenrechte. Diesem Vorgang, der in der neueren Geschichte seinesgleichen sucht, folgten dann die Besitzergreifung durch die Sowjets und die systematische Neuansiedlung mit Menschen aus der Sowjetunion. Mongolen, Kirgisen und Tataren hielten Einzug in deutsches Land, Weißrussen und Ukrainer kamen später hinzu.

Die Frage, wie es heute in der Region an der Memel aussieht, kann nur unvollständig beantwortet werden. In Presseveröffentlichungen finden sich nur vereinzelt Berichte über dieses Gebiet. Dem Westdeutschen Rundfunk verdanken wir eine erste Dokumentation, die er 1977 über das deutsche Fernsehen ausstrahlte. Erlebnis schilderungen von Spätaussiedlern und Reiseberichte ausländischer Staatsangehöriger, die ein glücklicher Umstand in das Land führte, sind weitere Erkenntnisquellen.

Danach können wir folgendes annehmen:

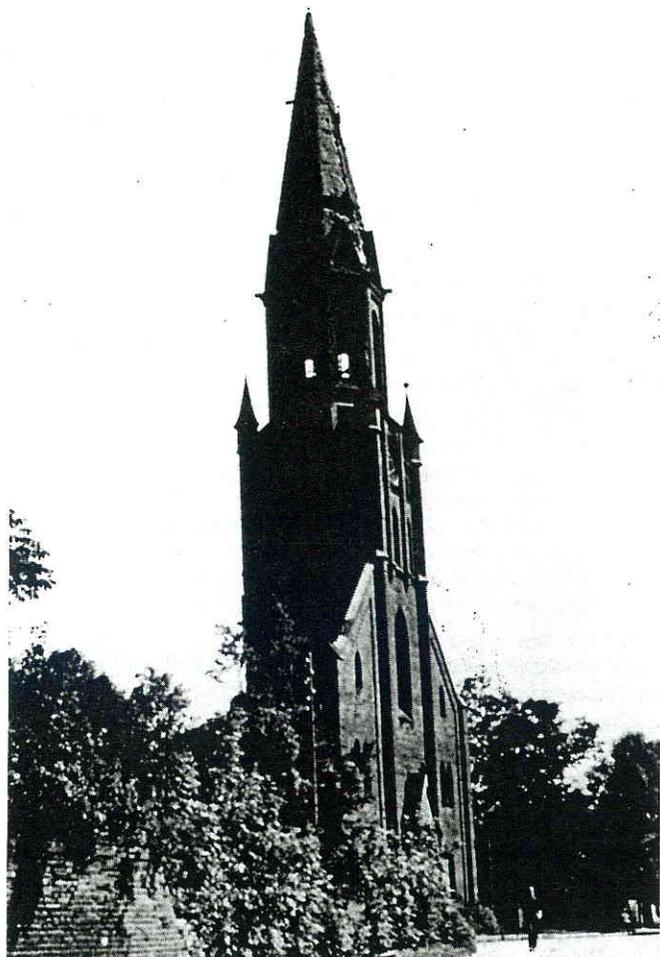
Die landwirtschaftliche Nutzfläche des „Königsberger Gebietes“ gibt eine von der sowjetischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene Schrift mit 770 000 Hektar an. Von der berufstätigen Bevölkerung arbeiten nach der gleichen Quelle 25 Prozent in der Landwirtschaft und 35 Prozent in der Industrie. Der Rest ist in der Verwaltung und in den Dienstleistungsbetrieben beschäftigt. In diesem Raum sollen heute knapp 800 000 Menschen leben.

Tilsit (Sowjetsk) hat mit ungefähr der gleichen Einwohnerzahl (60 000) seine Bedeutung erhalten können. Es ist wirtschaftlicher und kultureller Mittelpunkt des nördlichen Bezirks. Die Hohe Straße (heute: „Siegesstraße“) ist nach wie vor die Straße Tilsits. Durch Herausnahme des Transitverkehrs in jüngster Zeit trat eine Verkehrsberuhigung ein. Der innerstädtische Verkehr wird überwiegend von Omnibussen und Taxen bestritten. Als Verkehrsbrennpunkt ist das Hohe Tor (heute: „Leninplatz“) hervorzuheben.

Die Deutsche Straße (heute: „Gagarinstraße“) hat große bauliche Veränderungen erfahren. Hier sind zum Teil neben vereinzelt Geschäftshäusern recht moderne Gebäudekomplexe, insbesondere große Wohneinheiten entstanden.

Das schön geschwungene Gitternetz der Königin-Luise-Brücke werden wir vergeblich suchen. Es existiert nicht mehr. Von der durch die deutschen Truppen im Rahmen des

Rückzuges gesprengten Brücke ist lediglich das aus Natursteinen gemauerte Brückenportal mit den Maschinenhäusern der Hubbrücke erhalten. Die Inschrift „Königin-Luise-Brücke“ wurde durch das Emblem „Hammer und Sichel“ ersetzt. Wie die Eisenbahnbrücke entstand auch die Königin-Luise-Brücke in veränderter Form.



Tilsit 1979 — Turm der katholischen Kirche

Bis auf den Turm der Katholischen Kirche sind alle deutschen Kirchen dem Erdboden gleichgemacht. Die Hafenanlagen wurden modernisiert, der Hafen ausgebaut. Eine technische Verbesserung erfuhr auch der Personenverkehr auf der Memel: Tragflächenboote lösten die uns vertrauten alten Raddampfer ab.

Das Gebäude des Tilsiter Bahnhofs hat alle Stürme überstanden. Dieser Bahnhof ist heute insbesondere Station für Schnellzüge, die aus Insterburg (Tschernjakowsk) kommen und nach Litauen weiterfahren. Die Verbindung nach Ragnit wird mit Bussen aufrechterhalten.

In Tilsit haben sich einige Zweige der Maschinenindustrie angesiedelt. Die Zellstofffabrik ist wieder Tilsits größter Industriebetrieb. Die vier Zellulosewerke von Tilsit, Ragnit, Königsberg-Sackheim und Königsberg-Juditten produzierten 1971 etwa acht Prozent der sowjetischen Gesamterzeugung.



Tilsit 1979 — Am Hohen Tor. Im Hintergrund das Gerichtsgebäude, in dem sich heute die Stadtverwaltung befindet

In das Grenzlandtheater hat das „Dramatheater Sowjetsk“ Einzug gehalten. Diese Kulturstätte ist geistiger Mittelpunkt für die Bewohner Tilsits und die der näheren und weiteren Umgebung. Der Anger — auch heute eine gepflegte gärtnerische Anlage — wird gelegentlich für Festveranstaltungen genutzt. Das die Natur Ostpreußens, die Kraft und die Schönheit dieses Landes widerspiegelnde Elchstandbild hat einem Panzer aus dem Zweiten Weltkrieg Platz machen müssen.

Der Park von Jakobsruh (heute: „Städtischer Park“) ist immer noch Tilsits größte Grün- und Erholungsanlage.

Ragnit (Neman) dürfte seine frühere Einwohnerzahl wieder erreicht haben. Durch Kriegseinwirkung hat die Stadt teilweise sehr gelitten, so daß sich die Bebauung nicht überall erhalten hat. Hinzugekommen sind eine Reihe von modernen Bauten am Marktplatz, in der Hindenburgstraße und in der Kirchenstraße. Folgen wir dem Bericht von Egon Sattler, der Ragnit vor elf Jahren zuletzt gesehen hat:

„Während der Fahrt nach Ragnit (Anm.: von Tilsit kommend) staunten wir nicht wenig über die ausgedehnten Obstplantagen beiderseits der Straße. Offenbar haben sowjetische Experten festgestellt, daß der Boden sich besonders gut für den Obstanbau eignet. Die Bewirtschaftung erfolgt in Kolchoseform. Die an den Obstkolchosen Beschäftigten wohnen in den früheren Bauernhäusern des Dorfes Schalau (Paskalwen).



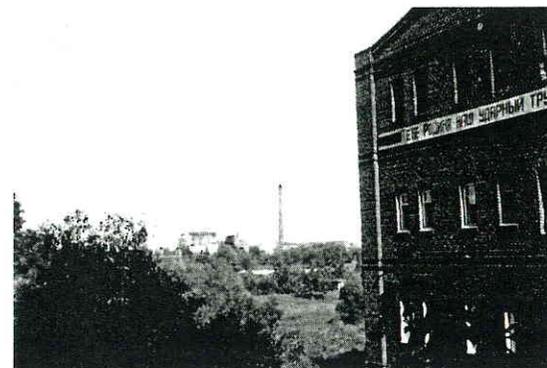
Ragnit 1979 — Marktplatz

Bei der Einfahrt nach Ragnit, dem gegenwärtigen Nemunas, fiel mir die Mahlmühle von Setten auf. Sie ist im Betrieb. Gegenüber früher hat sich hier kaum etwas geändert. Auch der Mühlenteich auf der anderen Straßenseite mit seinen Schwänen und Enten zeigt das friedliche Bild früherer Tage. Sogar die „Parteiburg“ aus der Nazizeit steht noch. Sie wird heute für Sportzwecke der Jugend genutzt. In der Kriegs- und Nachkriegszeit hatte die Stadt sehr gelitten, doch sind die zerstörten Häuser fast überall durch Neubauten ersetzt. Dem Straßenbetrieb nach zu schließen, dürfte die Stadt kaum weniger Einwohner haben als zur deutschen Zeit.

An der Südseite des Marktplatzes steht von den früheren Gebäuden zwischen Ehleben und Kleinke kein Haus mehr. Dafür ist an dieser Stelle ein pompöser Kino- und Theaterbau entstanden. Die Dächer des alten Ritterschlusses und späteren Gefängnisses sind einem Großfeuer zum Opfer gefallen. Die alten Mauern stehen als Ruinen da. Auch der alte Ragniter Kirchturm ist nicht mehr vorhanden. Er fiel noch zur deutschen Zeit den Kriegshandlungen zum Opfer. Das Kirchengebäude selbst überstand den Krieg. Es wird jetzt als Sporthalle benutzt. In den früheren Fabriken, wie Zellulose- und Kistenfabrik, wird überall in mehreren Schichten gearbeitet. Der Rohstoff Holz kommt wieder schwimmend und ungehindert, wie einst vor 1914, in Form zahlreicher Flöße den Fluß herunter.

An der Anlegestelle an der Memel kann man sogar in die dortige Gaststätte (früher Schlekies) einkehren. In dem Lokal ist das Angebot von Speisen und Getränken recht beachtlich, doch darf man an das dort ausgeschenkte Bier, das von der wieder in Betrieb

befindlichen Ragniter Aktien-Brauerei her stammt, allerdings keine hohen Ansprüche stellen. Auf dem Fluß verkehren Dampfer und Frachtkähne (Boydaks) fast wie in früheren guten Zeiten. Neuerdings hat man sogar zwischen Kaunas und Memel einen Schnellverkehr mittels großer Tragflächenboote für 200 — 300 Personen eingerichtet. Die Boote fahren mit D-Zug-Geschwindigkeit und legen die Strecke Ragnit — Tilsit — Memel in knapp 1 1/2 Stunden zurück.



Ragnit 1979 — Blick von der Tilsiter Straße auf die Zellstofffabrik. Rechts die Schloßmühle. Das Spruchband der jetzigen Machthaber fordert zur erfolgreichen Arbeit für die „Heimat“ im Sinne einer 100—150%igen Sollerfüllung auf.

Nur die alte Memel-Fähre existiert nicht mehr. Zur Zeit der Heuernte beförderte sie einst unzählige Heuwagen voll duftenden Memelheus vom Nord- zum Südufer. Heute müssen die Einwohner von Schreitlaugen, Bittethen und Absteinen den anstelle der Fähre getretenen Flußkahn benutzen, wenn sie ihre Einkäufe in der Stadt tätigen wollen. Das Fahrgeld beträgt 10 Kopeken. Auch die Gudesche Mühle am Ausgang der Stadt in Richtung Tussainen ist wieder in Betrieb. Selbst der Wasserturm hat den Krieg überstanden, desgleichen auch die zahlreichen Siedlungshäuser auf der Südseite der Straße, eine Häuserreihe, die sich inzwischen noch verlängert hat und sich vom Wasserturm fast bis nach Tussainen erstreckt. Das gegenüberliegende Gebäude hat man zu einem großen Touristen-Campingplatz ausgebaut. Hier stehen zahlreiche Sommerhäuser für 2 — 6 Personen bereit, um einen Aufenthalt auch für erholungsbedürftige Familien zu ermöglichen.

Wohnwagen, wie in Westdeutschland, sieht man auf den sowjetischen Campingplätzen noch nicht. Am Wasserturm befindet sich jetzt auch das größte Warenhaus von Ragnit. Das Gut Tussainen ist in eine große Kolchose umgewandelt. Soweit das Auge zu blicken vermag, nur weite und ebene Ackerflächen! Kleine Waldstücke, Teiche und kleine Hügel, die früher die Landschaft so abwechslungsreich gestalteten, sind verschwunden. Für die großen Traktoren, Mähdrescher und sonstigen Maschinen benötigt man ebene Flächen von großer Ausdehnung.“

Nach alledem bleibt die traurige Schlußfolgerung des Chronisten, daß unser Land an der Memel unter über 35jähriger Sowjetherrschaft den früheren Charakter nahezu verloren hat. Das uns so vertraute Antlitz gibt es nicht mehr. Die deutsche Sprache ist dort verstummt. Heute ist das strategisch wichtige Gebiet zwischen Pregel, Memel und Nehrung eine hermetisch abgeschlossene Region. Und es ist nur eine Frage der Zeit, bis die deutsche Vergangenheit dort völlig ausgelöscht ist.

Quellen- und Literaturverzeichnis

- Brix, Fritz: Tilsit-Ragnit Stadt- und Landkreis, Holzner Verlag, Würzburg 1971
- Goldmann, J.: Kühe mußten auf den Dachboden, in: Das Ostpreußenblatt, Folge 17, S. 10 vom 22. 4. 1972
- Goldbeck, J. F.: Vollständige Topographie des Königreich Preußen, Erster Theil welcher die Topographie von Ostpreußen enthält, hrsg. 1875; Sonderschriften des Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen e. V., 3. Lieferung, Litauisches Departement (Gumbinnen) Nachdruck Hamburg 1968, im Selbstverlag des Vereins
- Grigat, Christian: Der Kreis Ragnit, Selbstverlag, Tilsit 1910
- Henneberger, Kaspar: Neue Preußische Landtafel, 1576
- Hollack, Emil: Erläuterungen zur vorgeschichtlichen Übersichtskarte von Ostpreußen, Verlag Carl Flemming AG, Glogau-Berlin 1908
- Karte des Kreises Ragnit im Litauischen Kammerdepartement. Nach einem Original von 1665 im Jahre 1793 gezeichnet, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin, Staatsarchiv Königsberg, E 389
- Kirrinis, Herbert: Die Wirtschaft des Landkreises, in: Tilsit-Ragnit — Stadt- und Landkreis, Holzner Verlag, Würzburg 1971
- Kopp, Jenny: Beiträge zur Chronik des ostpreußischen Grundbesitzes, I. Teil, Regierungsbezirk Gumbinnen und Kreis Memel, Hartungsche Buchdruckerei, Königsberg i. Pr. 1913
- Kosack, Hans-Peter: Geographie Ostpreußens, in: Schriftenreihe Der Göttinger Arbeitskreis, Heft 23, Holzner Verlag, Würzburg o. Jg.
- Kuhnke, Erich: Heimatbuch des Kreises Tilsit-Ragnit, Verlag Buchdruckerei Emil Kreide, Ragnit 1932
- Kurras, Gerhard: Ober-Eißen, wer kennt es nicht?, in: Land an der Memel, Heimatrundbrief für den Kreis Tilsit-Ragnit, Pfingsten 1975
- Lange, Erwin Rudolf: Sterben und Begräbnis im Volksglauben zwischen Weichsel und Memel, Beihefte zum Jahrbuch der Albertus-Universität Königsberg i. Pr., XV, Holzner Verlag, Würzburg 1955
- Memelheimat, Wochenbeilage der Kreiszeitung Tilsit-Ragnit, 9. 8. 1931
- Ordensbriefarchiv, Regesta historico-diplomatica Ordinis S. Mariae Theutonicorum, Pars I, bearb. v. E. Joachim, hrsg. v. W. Hubatsch, Göttingen 1948 als „Regesta I“
- Preußische Provinzial Blätter, hrsg. v. O. W. L. Richter, Achtzehnter Band, Königsberg 1837
- Sattler, Egon: Wiedersehen mit Tilsit und Ragnit, in: Land an der Memel, Heimatrundbrief für den Kreis Tilsit-Ragnit, Weihnachten 1972
- Scriptores rerum Prussicarum, Die Geschichtsquellen der preußischen Vorzeit bis zum Untergang der Ordensherrschaft, hrsg. von Th. Hirsch, M. Toepfen und E. Strehlke, Bd. 1 — 5, Leipzig 1861 — 1874
- Stadie, Karl: Aufdeckung eines spätheidnischen Gräberfeldes in Ragnit, in: Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia, Bd. 22, 1909, S. 375 ff. und Bd. 23, 2, 1909, S. 449 ff.
- Stadtgründungsurkunde Tilsit, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin, Staatsarchiv Königsberg, Depositum der Stadt Tilsit, I Nr.:1, Copia des Stadtprivilegs vom Jahre 1552
- Tacitus: Germania, Rowohlt Verlag, Hamburg 1967
- Tautorat, Hans-Georg: Ragnit im Wandel der Zeiten, hrsg. von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit, 1972

